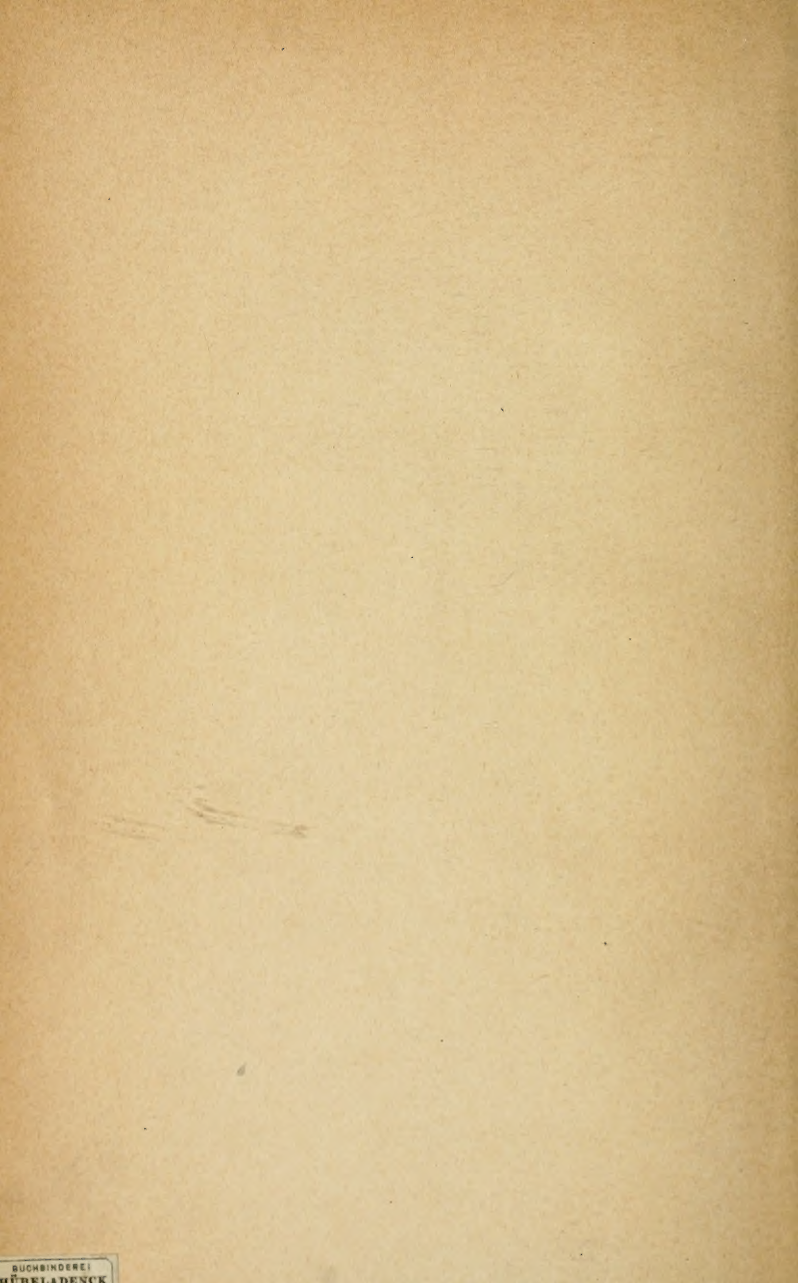

Gesammelte
Schriften
von
Theodor Storm
13






BUCHBINDEREI

Storm's gesammelte Schriften.

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1889.



Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

Inhalt

des siebenten Bandes.

Gedichte.

Begrabe nur dein Liebstes.

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im krystallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!"

Verloren.

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, ist mir vergessen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir gesessen Hand in Hand,
Indeß vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Geflüster der Nacht.

Es ist ein Flüstern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen?

Mein jüngstes Kind.

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

An Kl. Grolh.

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster 'rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Ueber die Haide.

Ueber die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Waisenkind.

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind!
Bloß liegen die Würzlein dem Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß du mich los!
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind,
Ich bin nur ein vater- und mutterlos Kind.

Ritornelle.

Blühende Myrthe —
Ich hoffte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel, nun seh' ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun, und konnte sie nicht finden.

Muskat-Hyazinthen
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz: weltfern, weit, weit dahinten!

Cornus Suecica.

Eine andre Blume hatt' ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beisammen sind,
Taucht sie empor aus den Gründen.

Sprüche des Alters.

1.

Vergessen und vergessen werden —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden.

— — —

2.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten.

Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit.

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

Engel-Ehe.

Wie Flederwisch und Bürste sie regiert!
Glas und Geräth, es blitzt nur Alles so
Und lacht und lebt! Nur, ach, sie selber nicht!
Ihr schmuck Gesicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirthschaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält sie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, so wirft sie ihm das Wort,
Als wie dem Hunde einen Knochen, zu.
Denn er ist schuld an Allem, was sie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäschen,
Am Tages-Mühsal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem schmutz'gen Pudel und den Kindern! —
Und Er? — Er weiß, wenn erst der grimme Tod
Das Antlitz ihm zu prägen nur beginnt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe schläft,
Der Engel auch in seinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh bezwingend wird sie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Heraufbeschwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommerathem

Wird dann ihr Wort zu seinem Herzen gehn. —
Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröste! Nein,
Den künft'gen Engel, gräulich haßt er ihn;
Er magert ab, er schlottert im Gebein,
Er wird daran ersticken jedenfalls.
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeschnürt,
Muß er sein Weib in Himmelsglorie sehn:
Die Rede, die er brütend ausstudirt,
Womit vor seinem letzten Athemzug,
Jedwedes Wort ein Schwert, auf einen Schlag
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
Er wird sie nimmer halten: Segen Stammeln
Wird noch von seinen todten Lippen fliehn.
Das Alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich.
Ja, manches Mal im hellsten Sonnenschein
Durchfährt es ihn, als stürz' er in das Grab.
Es war sein Weib: sie sprach ein sanftes Wort.
Und zitternd blickt er auf. — „O Gott sei Dank!
Noch nicht, noch nicht das Engels-Angesicht!“

Letzte Einkehr.

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

Doch blinket schon das Abendroth
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg suchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Sonnenschein umglommen:
Am Thore steht ein blondes Kind,
Und lacht ihn an und sagt Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Platz;
Schon kommt der Wirth mit blankem Kruge.
Das ist ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einst in vollem Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunklen Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlürft träumerisch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob Jemand klopf' und nach ihm frage.

Draußen im Haidedorf.

(1871.)

Es war an einem Herbstabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langsam meinem Hause zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unsere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gassen. Einer dieser Scheine aber blieb unverrückt an derselben Stelle und zog dadurch meine müßigen Augen auf sich.

Als ich näher gekommen war, sah ich vor dem Wirthshause, wo damals die nach Ost belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeschirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht stand mit der Stallleuchte daneben, während die Leute sich zur Abfahrt rüsteten.

„Macht fertig, Hinrich!" sprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gealbert! Carsten Krü=

ger's und Carsten Decker's Frau warten alle Beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr." — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anscheinend weiblichen Person, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenstuhle saß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querstraße stehen geblieben. Wenn man stundenlang gearbeitet hat, so sieht man gern einmal die anderen Menschen eine Scene vor sich abspielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich Alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengestalt, deren Wuchs sich auffallend von der gedrungenen Statur unserer gewöhnlichen Landmädchen unterschied, stand ein junger Bauer, dessen blondes krauses Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitsche, mit der anderen hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Gesicht des jungen Menschen; der breite Stirnknochen trat so weit vor, daß er die Augen fast verdeckte. — „Komm, Margreth, steig'

nun auf!" sagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haschte.

Aber sie stieß ihn zurück. „Ich brauch' dich nicht!" rief sie. „Paß du nur deine Braunen!"

„So laß doch die Narrenspossen, Margreth!"

Auf diese mit kaum verhehlter Ungeduld gesprochenen Worte wandte sie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte sah ich nur den unteren Theil des Gesichtes; aber diese weichen, blassen Wangen waren schwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben gewesen; was mir besonders auffiel, waren die weißen spitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen bloßgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menschen auf seine letzten Worte nichts erwiedert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat sie leise mit einem Fuße auf den Holzstuhl, und als er sie nun umfaßte, ließ sie sich weich an seine Schulter sinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile an einander ruhten. Ich sah aber auch, wie er sie nach dem vorderen Wagensitze hinzudrängen suchte; allein sie entschlüpfte ihm und hatte sich im Augenblick auf dem

zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurecht gesetzt, die jetzt wieder ein „Mach' fertig, Hinrich, mach' fertig!" aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentschlossen an dem Wagen stehen. Dann zupfte er dem Mädchen an den Kleidern. „Margreth!" stieß er dumpf hervor, „setz' dich nach vorne, Margreth!"

„Viel Dank, Hinrich!" erwiederte sie laut; „ich sitz' hier gut genug."

Der junge Mensch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margreth, wenn du nicht bei mir sitzen willst!"

Jetzt bog sie sich über den Rand des Sitzes zu ihm herab; ich sah ein Paar dunkle Augen in dem blassen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder sichtbar zwischen den üppigen Lippen. „Willst du dich schicken, Hinrich!" sprach sie leise, fast wie mit verbeißender Zärtlichkeit, „oder sollen wir ein ander Mal mit Hans Ottsen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt."

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verstand; dann sprang er ungestüm zwischen die Pferde durch auf den vorderen Wagensitz, knallte ingrimmig

mit der Peitsche und riß in die Zügel, daß die Braunen sich steil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufschrei der Frauen, rasselte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzstuhl vom Rade getroffen zertrümmert auf das Pflaster stürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden" zurücktaumelte und dann scheltend mit seiner Leuchte durch die Hausthür verschwand.

Wie ein Schattenspiel war Alles vorüber; und nachdenklich setzte ich meinen Weg nach Hause fort.

* *
*

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingesessenen Hinrich Fehse zur Anzeige gebracht, der in einem der Ostdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, stark verschuldete Bauernstelle besaß. Da er außer seiner Wittwe und einem mündigen Sohne gleiches Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, so mußte die Masse in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormunde der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunsch der Wittwe der frühere Küster des Dorfes bestellt; ein Mann, der während

seiner Amtsführung sich weniger um die ihm anvertraute Jugend, als um seinen schon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte; seit Niederlegung des Amtes aber seinen einstigen Schülern um so mehr in allen Vorkommnissen des Lebens mit seinem oft nur allzu weltklugen Rath zur Seite stand.

Als ich am Tage der Erbregulirung in die Gerichtsstube trat, fand ich den gewichtigen Mann schon in eifriger Durchsicht der Documente neben dem Pulte des Gevollmächtigten sitzen. Nachdem er mich durch seine runden Brillengläser erkannt hatte, strich er bedächtig die Seitenhärchen über seinen kahlen Scheitel und stand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menschen, der sich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und sagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, ist Hinrich Fehse, der älteste Sohn des Verstorbenen.“

Mir war in diesem Augenblick, als sei ich diesem eckigen Kopfe schon sonst einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht ins Reine kommen. Aber wohl niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen solchen Ausdruck gleichgültiger Ver-

drossenheit gesehen; die grauen tiefliegenden Augen schienen es kaum der Mühe werth zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand saß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das schwarze Käppchen zurückgestrichen; sie saß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandschürze. Das war die Wittwe des verstorbenen Hufners Hinrich Fehse.

Es war mir darum zu thun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächst mit dem Küster allein zu besprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird sich schwerlich für die Familie halten lassen," sagte ich, zugleich das Inventurprotocoll der Masse vor ihm aufschlagend: „wir werden leider zum Verkauf genöthigt sein."

Der Küster sah mich mit seinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!" sagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protocoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altentheil der Wittwe noch dazu kommt, so wird dem Annehmer der

Stelle nicht genug bleiben, um auch noch die Erbtheile der Geschwister auszukehren."

„Das allerdings nicht!" Und der würdevolle Mann klemmte die fleischigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegenmittel schon fix und fertig in der Tasche hätte.

„Und trotz dessen," fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen lassen?"

„Das wäre so meine Meinung!"

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?"

„Dafür müßte freilich schon gesorgt sein!" Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demselben Dorfe. „Gestern," fuhr er fort, „haben wir bereits den Verspruch gefeiert, und die Fehse'sche Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten gemeinschaftlich übernommen werden."

Der Küster legte die Hände auf den Rücken, und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieser Eröffnung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehse schon begegnet sei. Ich sah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen stehen und hörte ihn sein düsteres „Margreth, Margreth!"

ausstoßen. — „Mir ist,“ sagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam schon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine besonders hübsche Tochter?“

„Also das wissen Herr Amtsvogt auch schon!“ erwiederte etwas überrascht der Küster. „Nun, wir haben das Mädchen sechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermiethet, und morgen geht sie dahin ab. Mit solider Bauernarbeit hat die Mamsell sich doch ihr Lebtag nicht befassen mögen.“

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertig gebracht?“

Das selbstzufriedene Lächeln im Gesichte des Küsters zuckte so tief, als es die starken Wangen zuließen. „Mit Erlaubniß, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, warum denn nicht ein altes Weib!“

„In der That, Sie haben mehr als Recht; und die Tochter der Hebamme ist voraussetzlich ohne Mittel?“

„Mit dem glatten Gesicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient sein, und sonst ist nichts da, was sie hätte in die Wirthschaft bringen können. Ueberdies,“

und er stimmte seinen Ton zu vertraulichem Flüstern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängen geblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geschwulstbesprechen, womit sie den Dummen die Schillinge aus der Tasche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!"

„Und hat sich denn Ihr Hinrich so leicht von jenem Mädchen trennen lassen?" fragte ich noch einmal.

Der Küster setzte seinen weltklugen Kopf in Positur. „Wenn ich es gerad' heraussagen soll," erwiederte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da sind noch Andere, die sie hinter sich herzieht und die schwerer ins Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm Jeder lassen, ein Bauer ist er aus dem Fundament!"

Unsere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorschlag nichts einzuwenden; im Gegentheil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von selbst gelöst.

— — Als wir wieder in die Gerichtsstube traten, hatte sich dort inzwischen auch die Braut mit ihrem

Vater eingefunden. Sie mußte fast um zehn Jahre älter sein, als der ihr bestimmte Bräutigam; das Gesicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei denen zu sein pflegt, die schon mit ihrer Kinderseele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeschützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgesetzt wurde. Ihr gegenüber an der anderen Wand saß jetzt der Bräutigam; den Kopf gesenkt, die Hände zwischen den gespreizten Beinen vor sich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er sich mit Allem einverstanden; ein dürftiges „Ja" oder „Nein" oder „Das muß ja denn wohl sein," war indessen Alles, womit er diese Zustimmung ausdrückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paar Mal über seine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwischen gäbe. Endlich, als mit sämmtlichen Betheiligten Alles besprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterschrift des Protocolls.

Auch Hinrich Fehse, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Gevollmächtigten und malte in steilen, widerhaarigen Buchstaben seinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber setzte er mit einem

tiefen Athemzug die Feder ab und starrte unbeweglich vor sich hin. Vor seinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erscheinen; vielleicht flog gar der erschütternde Gedanke durch sein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küster, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelassen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taschen, zu ihm heran und sagte ruhig: „Blos deinen Namen, Hinrich; blos deinen Namen!"

Und Hinrich, wie von der eisernen Nothwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch sein „Fehse" in denselben steilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra", und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Fehse verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebscapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer seine Schuldigkeit that, so konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden sei.

* * *

Der Eindruck, den diese Vorgänge mir gemacht hatten, war allmälig verblaßt. Anfänglich hatte ich wohl darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit seiner Frau an mir vorüberfuhr; von der Letzteren hatte ich dann auch wohl ein Kopfnicken bekommen, während er selbst, ohne sich umzuwenden, auf seine Pferde peitschte. Dann, geraume Zeit nachher, da es schon spät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirthshauses an der Ecke gesehen; es war mir auch damals wohl durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder so spät in der Stadt zu thun!" Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbst geworden, der November stand schon vor der Thür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Neustadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Thiere standen wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häusern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Verkäufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hause ein lautes Rufen und Händeschlagen entgegenschallte. Im Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehse, der mit

einem jütischen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenstand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchst elend aussehende Pferde, die mit gesenktem Kopfe daneben standen, indeß der Jüte den Schweif des einen Thieres lobpreisend zur Seite riß.

„Ja, ja," sagte der Andere, ohne auch nur hinzusehen; „die Schindmähren sind just gut genug."

„Hundertunddörtig für die Beide!" rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog seine Hand zurück. „Hundertundzwanzig," sagte er düster; „keinen Schilling mehr."

Und klatschend fielen die Hände in einander. Hinrich Fehse schnallte seine lederne Geldtatze los, zahlte dem Anderen die harten Thaler in die Hand und rüstete sich dann, die erhandelten Thiere von dem Rickwerk loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Gesehenen zum deutlicheren Bewußtsein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer seit unserer letzten Begegnung, wie man bei uns sagt, bös verspielt habe. Das Gesicht war scharf und mager geworden und die ohnehin kleinen Augen waren unter

der vortretenden Stirn fast verschwunden; überhaupt, der an sich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, so daß ich nicht umhin konnte, mich später beim Eintritt in die Gerichtsstube gegen meinen landkundigen Gevollmächtigten darüber auszusprechen.

Der alte Actenmann machte vom Pultbock herab seine bedenklichste Handbewegung.

„So," sagte ich; „die Sachen stehen also schlecht?"

„Gar nicht stehen sie!" erwiederte er. „Seit einem halben Jahr ist die Margreth wieder im Dorf, und seitdem sitzt auch der Fehse fast alle Abend bei den Hebammenleuten; sogar in die Stadt ist er ihr nachgelaufen, als sie um Pfingsten in der Anfahrt hier zu nähen saß. Und dabei verkauft er, was los und fest ist, Futter und Saatroggen, so daß zum Winter wohl die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut' haben nun sogar die schönen braunen Wallachen daran glauben müssen — wissen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Thaler taxirt waren — und statt dessen hat er sich die jütschen Kracken eingehandelt. Dafür aber promenirt draußen im Dorf das Hebammenfräulein in seidenen Jacken und goldenen Vorstecknadeln; mag auch wohl manche

Tonne Febse'schen Hafers an ihrem Leibe tragen!" Und der Alte nahm eine große Prise.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!"

Der kleine graue Mann steckte die Feder hinter's Ohr und segelte auf seinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun," sagte er schmunzelnd, „wohin der Ueberschuß seinen Weg nimmt, das wäre wohl nicht schwer zu rathen!"

„Und woher wissen Sie das Alles so genau?"

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küster ließen grüßen, heut' könne er nicht wieder vorkommen, aber nächsten Donnerstag; und da wollte er die beiden Febse'schen Weiber gleich mit aufs Amt bringen."

„Also der Küster ist hier gewesen?" fragte ich.

„Hm, freilich," versetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Passagen wär's doch am besten, wenn die Frauen den Febse unter Curatel stellen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt schon Alles aus einander setzen."

* * *

Bevor jedoch der Küster diesen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die schriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingesessene Hinrich Fehse seit letzten Sonntag Abend verschwunden sei. Die Meinung Einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererschiffe von Hamburg fortgegangen sei; Andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne sich ein Leides angethan haben. Außer dem bekannten Verhältniß mit der Tochter der Hebamme sei ein besonderes Ereigniß, welches sein Verschwinden erklären könne, nicht bekannt geworden. Uebrigens hätten die angestellten Nachforschungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beschloß sofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. — Um desto unbehinderter zu sein, verzichtete ich auf einen Protocollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbsttag, wie uns deren in unserer Gegend immer einige vor dem entschiedenen Eintritt des Winters bescheert zu werden

pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der ersten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Theil ihres Laubes; hie und da zwischen Hasel- und Eichenbusch drängte sich ein Spillbaum vor, an dessen dünnen Zweigen noch die rothen zierlichen Pfaffenkäppchen schwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das eben so sanfte, als schwermüthige Schauspiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne sich gelbe Blätter lösten und zur Erde sanken, zumal wenn vor dem Schnauben unserer Pferde eine verspätete Drossel, ihren Angstschrei ausstoßend, durch die Büsche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachsenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt dessen fuhren wir hart am Rande des sogenannten „wilden Moors" entlang, das sich derzeit, so weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es schien hier, als sei plötzlich der letzte Sonnenschein, der noch auf Erden war, von dieser düsteren Steppe eingeschluckt worden. Zwischen dem schwarzbraunen Haidekraut, oft neben größeren oder kleineren Wassertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus

der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab kam der melancholische Schrei des großen Regenpfeifers, der einsam darüber hinflog. Das war Alles, was man sah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einst — ich meine, über die noch von dem slavischen Urstamm bewohnten Steppen an der unteren Donau — gelesen hatte. Dort aus den Haiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das sie dort den „weißen Alp“ nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser, und wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund der Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist Alles verschwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt sie nimmer wieder; weit auf die Haide hinaus in feuchte Schluchten, zwischen Moor und Torf, hat das Unwesen sie verschleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hause; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen ver-

dichteten sich auch die Dünste dieses Moores, denen manche, besonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet sein.

An der südlichen Grenze desselben lag unser Reiseziel, das Dorf, dessen spitzer Thurm und schwarze Strohdächer schon lange vor uns sichtbar gewesen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächst vor dem Hause des alten Küsters halten, um durch diesen etwas Näheres über die Verhältnisse im Fehse'schen Hause zu erfahren. Ich traf ihn mit seinem Knecht beim Aufladen des Düngers beschäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erst seinen „Goldhausen" mit der ebenen Erde vertauscht hatte. „Ich will's Ihnen sagen, Herr Amtsvogt," hub er an, nachdem er zuvor seine Sprachwertzeuge durch ein paar Ansätze fetten Hustens in Bereitschaft gesetzt hatte, „wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen! Dieser Hinrich hat mit Gewalt sein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Curatel noch zu curiren ist!"

Wir waren unterdessen in das Haus und in die Wohnstube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem

trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, saß ein kränklich aussehendes Mütterchen, fast verdeckt von einer großen Wollenstrickerei, die sie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entschuldigte sich klagend, daß sie wegen ihrer Kreuzschmerzen nicht vom Lehnstuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte sie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchenthür auf und rief mit scharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Kessel auf, Kathrin!" Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küsterin klappte die Thür wieder zu und strickte weiter; aber ihre kleinen matten Augen folgten unabläßig, während ich mit ihrem Eheherrn im Gespräch auf- und abwandelte.

„Wenn's erlaubt ist zu reden, Herr Amtsvogt," sagte sie endlich, ihr Strickzeug von sich schiebend; „es hat schon einen Vorspuk gegeben; dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Rosen so gern," fuhr sie hüstelnd fort; „es sollte just am anderen Tag das Ringlaufen für die Schule sein, und Abends dann, mit hoher Erlaubniß, die Tanzlustbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle

meine Rosen abgerissen. Ich wußt' wohl gleich, wo mein Spitzbube zu suchen war; aber bei unserem Vater in der Schule hat's der Hinrich so zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf seinen Rücken gefallen ist. Und die Dirne saß mausestill dabei und guckte in ihr Gesangbuch."

„Aber Mutter," versuchte der Küster einzureden, „so erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeschichten!"

„Meinst du, Vater?" versetzte sie. — „Sie standen beide vor der Confirmation; es ist nur ein Faden und der läuft bis heute hin."

Ich bat höflich um die Fortsetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Gesundheit, Herr Amtsvogt," begann sie wieder; „aber als ich anderen Abends mit der Frau Pastorin nur kaum in den Tanzsaal getreten war, so sah ich auch schon, daß der Hinrich seinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren schwarzen Haaren trug, saßen richtig meine rothen Rosen; und herumgeschwenkt hat sie sich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann."

„Nun, nun, Vater!“ unterbrach sie sich, als der Küster zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wohl, die Freude dauerte nicht lange; ich will's dem Herrn Amtsvogt Alles schon erzählen. Es war nämlich Einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obschon sie sich genug um ihn zu thun machte; und das war der Sohn von dem reichen Klaus Ottsen hier! — Als eben die Musikanten zu einem neuen Walzer aufspielten, kommt der anstolzirt, in seiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die silberne Uhrkette über der Weste, und sieht sich unter den Dirnen um, als wenn sie nur alle so für ihn zu Kauf stünden. Er war aber auch ein schlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute so was Stolzes an sich. — Vor Hinrich und Margreth, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er stehen und sah höhnisch auf sie herab. „Hehler und Stehler?“ sagte er lachend. „Der Rosenhinrich und die Slovakenmargreth? Ihr macht ein sauberes Paar zusammen!“ — Die Dirne glotzte ihn an mit ihren schwarzen Augen. „Läßt d' mich schimpfen, Hinrich?“ rief sie. Und im Handum=

drehen hatte auch mein Ottsen seine zwei Faustschläge in den Nacken. „Das für die Slovaken-Margreth! Und das für den Rosen-Hinrich!“ — Und dabei fiedelten die Musikanten, und die Kinder tanzten und stolperten über den Hans, der sich eben vom Fußboden wieder aufsammelte; und in all' dem Lärm hör' ich die Stimme unseres Herrn Pastors und sehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Thürpfosten stellt. „Daß du es weißt, Fehse!“ hör' ich ihn noch sagen; „mit dem Tanzen ist es heute Abend aus für dich!“ — Da stand er nun und biß sich die Lippen blutig, und die Margreth reckte ihren Schwarzkopf auf und schaute durch den Saal nach einem anderen Tänzer aus. — — 's ist aber ein wunderlich Ding das Menschenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich gesehen, daß Hans Ottsen dastand, als wenn er die Dirne mit den Augen verschlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die gestohlenen Rosen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverschämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch den am Band. „Was meinst, Margreth?“ sagt ganz kleinlaut der Hans Hoffart: „willst jetzt mit mir halten

heute Abend?" — Erst, als er nach ihrer Hand griff, stieß sie ihn vor die Brust und that wild wie 'ne Katze; aber als sie merkte, daß es Ernst war, ward sie auch eben so geschmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem schmucken Hans an dem armen Burschen vorüber, als hätte es für sie nimmer einen Hinrich Fehse auf der Welt gegeben. Der aber stand noch immer wie angenagelt auf seinem Posten; nur seine kleinen Augen fuhren hinter den Beiden her; es war ein Glück, daß sie nicht mit Flintenkugeln geladen waren!"

„Was weiter im Saal passirt ist," fuhr die Erzählerin fort, nachdem sie eine Weile Athem geschöpft hatte, „das hab' ich nicht gesehen; die Frau Pastorin holte mich nach der Hinterstube, wo unsere Männer sich zu ihrem Kartenspiel gesetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich stand just am Fenster und hörte nach den Wildgänsen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht und das Gethier flog über die Haide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: „Wo ist Hinrich Fehse?" — Ja, Hinrich Fehse war nicht da. — „Ich sah ihn draußen im Weg," meinte Einer; „er wird nach

Hause gelaufen sein.“ — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hause war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehse, ein Querkopf trotz seinem Jungen, stand vorn im dicken Haufen in der Schenkstube und stieß sein Glas auf den Tisch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt, und raisonnirte auf den Herrn Pastor; er lasse seinen Jungen nicht cujoniren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen besetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzsaal zurückgegangen, wo eben die Musikanten ihre Fiedeln in die Ledersäcke steckten. Da stand noch die Hebammendirne mit Hans Ottsen auf der leeren Diele; sie allein schien alles Das nicht anzufechten. „Nun, Margreth,“ fragte ich, „weißt denn du nicht, wo der Hinrich abgeblieben ist?“ — „Ich? — Nein!“ sagte sie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rothe Bandschleife darauf zurecht; dann funkelte sie wieder auf den Hans mit ihren schwarzen Augen und schlug ihn neckisch auf die Hände: „Du, was hast mich eingestaubt, du! Du bist so wild; wart' nur, ich tanz' nicht mehr mit solch' 'nem Tollen!“

„Und das war die Margreth, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am anderen Morgen noch nicht wieder; sie meinten, der Mittag würde ihn nach Hause treiben; aber da hatte auch eine Eule gesessen; das ganze Dorf kam in die Beine, sie suchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er gewesen, Herr Amtsvogt? — Bei den Wasserkröten hatte er in der Nacht gesessen; dort hinten im Moor bei der schwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da seine Besen schneidet, kam ins Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben sie ihn denn nach Haus geholt mitsammt dem Gliederreißen, das er sich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kissen liegen müssen, und als der Doctor nicht angeschlagen, haben sie die Sympathie gebraucht: und mit drei Tassen Camillenthee und ein paar Handvoll Kirchhofserde ist dann auch Alles wieder in seinen Schick gekommen."

Der Kaffee war inzwischen aufgetragen und der Küster erinnerte, nicht ohne scheinbare Vorsicht, seine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege sein, Vater," versetzte

diese, von ihrem Lehnstuhl aus die Tassen voll schenkend; „ich sage nur und hab's dem Herrn Pastor auch schon gesagt: erst, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr schon, daß sie gleich wieder Einen hinter sich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheirathet hat; seit es aber mit dem alten Klaus Ottsen aufs Letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch sein Hans mit Dunkelwerden den Weg dorthin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Febse auch diesmal wieder fortgelaufen ist; denn mit sich selber umzugehen, was doch die größte Kunst vom Menschenleben ist, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum so viel Aufhebens im Dorf ist; er wird schon wiederkommen, wenn er's satt hat!"

Die kleine gebrechliche Frau, deren blasse Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, schwieg jetzt und suchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzustören. — Ich that noch diese und jene Frage; dann ließ ich mich von

dem Küster, dem draußen sichtlich seine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborener Herr Amtsvogt," sagte er, gleichsam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um diese Heirath gemacht; aber der Mensch soll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen Sie nur die Mamsell Margreth aufs Korn; die wird Ihnen über Alles Bescheid geben können."

Unterdessen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft,. und, mit majestätischer Handbewegung entlassen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der schlecht gepflasterten Dorfstraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt fast entlaubten Hollunderhecken ein Häuschen mit grünen Fensterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es," erwiederte auf meine Frage der Amtsdiener, sich vom Kutschersitze zu mir wendend, „sie halten's gewaltig sauber; in Geschäften bin ich ein paar Mal dort gewesen."

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuser auf. Die an der Kirchseite sich noch eine gute Strecke

entlang ziehenden Gehöfte lagen gegen Westen, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wiesenstücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derselben, einsam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehse bezeichnet worden.

Vor vielen dieser Häuser bemerkte ich Gruppen von Menschen, anscheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgestrecktem Arm nach dem Moor hinausweisend. Es war augenscheinlich eine besondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehse'sche Hofstelle. An dem Hause, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirath sichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunenthor und den halbrunden Stallfenstern war augenscheinlich kaum vor Jahresfrist gebaut; die andere dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in diesem Zustande schon lange von Vater auf Sohn vererbt worden sein. Vor den niedrigen Fenstern, auf welche das schwere schwarzbraune Strohdach drückte, zog sich ein ziemlich ödes Gartenstück bis an den Weg hinab.

Da sich Niemand von den Hausgenossen zeigte,

als wir oben vor dem Scheunenthore hielten, so schickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte sie als Wittwe Fehse begrüßen, aber sie erwiederte, sie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehse seien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß sie noch gestern Abend, da eben der Mond aufgegangen sei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor gesehen habe; auf diese Nachricht seien wieder Leute zum Suchen hinausgeschickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wohl nichts daran sein, Herr Amtsvogt,“ meinte die Alte; „die Dirne ist so was simpel; und seit der Hans Ottsen ihr vergangenen Winter was in den Kopf gesetzt hat, ist sie vollends faselig geworden.“

„Aber wo ist das Mädchen jetzt zu finden?“

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt sie nicht. Sie ist mit den Leuten in die Haide, um ihnen den Platz zu zeigen.“

Ich ließ mich zunächst von der Alten in das

Wohnzimmer weisen und einen Tisch in die Mitte stellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nöthigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereit legte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Messingknöpfe an dem Beileger-Ofen, Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenstern gegenüber befanden sich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwischen Vergißmeinnicht gemalten Ueberschrift: „Ost un West, to Huus is best", stand eine jetzt leere hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amtsdiener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, während die Alte es übernahm, die Fehse'schen Frauen von der entlegneren Wohnung des Bauervogts herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hause; von der Wand tickte der harte Schlag einer Schwarzwälder Uhr; in Erwartung der kommenden Dinge war ich ans Fenster getreten und sah in die gelbe Herbstsonne, die schon tief jenseits der Haide stand.

Das Rauschen von Frauenkleidern weckte mich

aus den Gedanken, worin ich mich einzuspinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine schlanke volle Mädchengestalt in städtischer Kleidung, deren kleine und, wie mir schien, zitternde Hand eben ein schwarzes Kopftuch von dem Nacken streifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte; zum ersten Mal sah ich den verführerischen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie sind Margarethe Glansky!" sagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja" war die Antwort.

Ich setzte mich gegenüber an den Tisch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehse?" fragte ich weiter.

Ein eben so leises „Ja" erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntschaft mit ihm gestanden?"

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, sah ich, daß sie todtenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen auf einander schlugen. Die Angst vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte sie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie sich?" fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich.“

„Es handelt sich nicht um Sie, Margarethe Glansky; sondern um den jungen Mann, der seit einigen Tagen vermißt wird.“

„Ich weiß nichts davon; ich bin nicht Schuld daran!“ stieß sie, noch immer nach Athem ringend, hervor.

„Aber wir müssen ihn zu finden suchen,“ fuhr ich fort. „Kurz vor seiner Heirath sind Sie in die Stadt gezogen, und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?“

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nöthig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich so dumm mich hatte fortschicken lassen!“ Und die starken Augenbrauen des Mädchens zogen sich dicht zusammen.

„Hinrich Fehse,“ sagte ich, „ist dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?“

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen.“

„Er kam zuletzt, so sagt man, jeden Abend und blieb dann oft bis Mitternacht.“

„Das lügen die Weiber!“

„Aber Sie haben Geschenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Roth flog über ihr Gesicht. „Wer hat das gesagt?"

„Das singen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwischen den Eheleuten gesetzt."

„Nun, und wenn's auch wäre!" rief sie und warf trotzig ihre rothen Lippen auf. „Wer hat sie geheißen ihn zu heirathen!"

„Und würden Sie ihn denn geheirathet haben?" fragte ich.

Aber bevor sie zu antworten vermochte, wurde die Stubenthür aufgerissen und die beiden Fehse'schen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich sah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Hasse auf einander blitzten; dann stellte die Alte sich vor mir hin und sagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was thut die Person da in unserem Hause? Ich bin der Meinung, daß ich das wohl nicht zu leiden brauche!"

„Die Person," erwiederte ich, und schob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Thür hin-

aus, „wird gerichtlich vernommen und ist von mir hierher beschieden worden.“

Wir standen draußen auf dem Hausflur. Die alte hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!“ rief sie; „das Elend!“ — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres schlafenden Kindes die Thränen, die sie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es so gut das erste Jahr,“ sagte sie, „wenn nur d i e nicht wiedergekommen wär'! Unsereins versteht so was nicht; aber sie muß es ihm doch angethan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöst hat; — wir haben die Schatulle und Alles durchgesucht; aber es ist nichts davon zu finden.“

Durch die offne Hausthür sah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg in's Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. Plötzlich aber fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen. „Der da oben wird wissen, wo er ist,“ sagte sie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie hat er sich geworfen und seinen armen Kopf in meinen Schooß gedrückt; denn er war ja

immer doch mein Kind! „Mutter," hat er gesagt, „Ihr saht mich auf dem Braunen fortreiten und ich sagte Euch, daß ich wegen der Zinsen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das war gelogen, Mutter; in der Irre bin ich fünf Stunden lang für wild herumgeritten; Ihr habt selbst dem Braunen den Schaum von den Flanken gestrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen: — es kriegt' mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!"

„Und er war doch so gut, mein Hinrich!" fuhr die Alte, wie mit sich selber redend, fort. „Noch als das Kind geboren war! In unserem Hof hier, aufs Pferd hab ich's ihm reichen müssen; die Sonne schien so warm, drüben in der Koppel stand die Sommersaat so grün. „Was meinst', Mutter," sagt' er, „ich könnt' es gut ein bischen mit aufs Feld nehmen!" Er war so glücklich über sein Kind; ich hatt' meine Noth, es ihm wieder abzukriegen; und es war doch erst sechs Wochen alt!"

Ich machte mich von den Frauen los, indem ich ihnen bedeutete, daß sie wegen ihrer eigenen Ver-

nehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Fenster. Das Mädchen stand noch auf demselben Platze wie vorhin; aber sie schien ruhiger geworden und sogar, vielleicht nur weil ich den anderen Frauen gegenüber ihre Anwesenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will's Ihnen wohl erzählen, Herr Amtsvogt," begann sie, indem sie mit beiden Händen ihr glänzend schwarzes Haar zurückstrich; — „ob ich ihn geheirathet hätte, wenn er das Geld von der Anderen nicht hätte brauchen müssen; — ich weiß das nicht, und ist auch wohl übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm gewesen; wir tanzten wohl zusammen; aber — und das ist die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er's gar so ernsthaft nehmen würde."

„Sie wußten doch," sagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der sah nicht aus, als ob er mit solchen Dingen spielen könnte."

Sie hatte seitwärts einen raschen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geschmückten Spiegel ge-

werfen, und eine Secunde lang brach es wie heiße Lebenslust aus ihren dunklen Augen. „Nun," sagte sie, „zuletzt hab' ich's schon merken müssen; aber da hab' ich ihn nicht mehr fortbringen können. Versucht hab' ich's genug; denn er plagte mich bis aufs Blut mit seinen Grillen; zumal wenn sonst junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders ist. Er konnte mit den Zähnen knirschen, wenn ich nur Einen an die Hausthür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottsen aus Narrethei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch sein Weib zu Hause!"

Ich sah sie fest an. „Also der Ottsen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wissen vielleicht, daß sein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat."

Sie stutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr sie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu Neun geblasen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. „Frau Nachbarn," sagte er dann wohl, „Sie wird mir doch den Stuhl in Ihrem Hause gönnen; ich verlang' ja

weiter nichts!" — Und so sind wir dann sitzen geblieben; ich an meinem Nähstein vor der einen Tischschublade, er vor der anderen. „Hinrich," hab ich oft gesagt, „sei nicht so hintersinnig! Du kannst ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch deine Frau mit, und laß uns Alle mit einander vergnügt sein." Aber er stieß dann nur ein höhnisches Lachen aus, und sah mich aus seinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides thun."

„Nur einmal," fuhr sie nach einer Weile fort, „ist er eine Zeit lang weggeblieben: — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte schon, er sei zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde seine Frau schwer krank; sie glaubten Alle, es geh' mit ihr aufs Letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beistehen müssen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder."

Das Mädchen athmete schwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr so wie damals, als er noch ein junger Bursche war; er konnte wieder erzählen und sprach wieder von seiner Wirthschaft und was er thun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hause — faßte er

mich plötzlich an beiden Schultern und sah mich an, wie unsinnig vor Freude. „Margreth!“ — rief er, denk's einmal aus! Wenn — o wenn!“ — — Er verstummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher gesehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Ist denn der Doctor heute bei Euch gewesen?“ fragte ich. „Wie geht's mit Ann-Marieken?“ — Es war erst, als wenn er nicht antworten mochte. „Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt,“ sagte er dann; „ich weiß nicht, was der Doctor meinte.“ Dabei hatte er sich das Punktirbuch meiner Mutter aus deren Nähkasten gekramt, setzte sich mir gegenüber und fing nun an mit Kreide auf den Tisch zu stricheln. Er that das so hastig und wurde so heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: „Hinrich, auf was punktirst du da?“

„Laß, laß!“ sagte er. „Bleib' du bei deiner Näharbeit!“ — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tisch und las in dem Buch die Nummer, auf welche er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke genesen werde? — Ich schwieg und setzte mich wieder an meine Arbeit; und er

strichelte weiter, zählte „Eben“ oder „Uneben“ und punktirte sich nachher die Figuren mit der Kreide auf den Tisch. „Nun,“ fragte ich, „bist du fertig? Kann man's jetzt zu wissen kriegen?“ — Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah mich schweigend an, aber still und weich, wie er's lang' nicht gethan hatte. Dann stand er auf und gab mir die Hand. „Gute Nacht, Margreth,“ sagte er; „ich muß nun nach Hause.“ Und somit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tische stehen geblieben waren, so schlug ich in dem Büchlein nach. Da lautete die Antwort: „Tröstet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!“ — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte sich bald hernach; und nun ward's mit ihm schlimmer, als es je gewesen war. Glauben Sie's mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm versehen habe, es ist mit Angst und Noth gebüßt.“

Da sie bei diesen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, so ließ ich sie auf einen Stuhl niedersitzen. Bald aber erhob sie wieder ihren Kopf, den sie in beide Hände gepreßt hatte, und sah mich

an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die rothen Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blasses Gesicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehse,“ sagte ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld hätte nach Hause bringen müssen; die Fehse'schen Frauen aber versichern, daß sie es nirgends haben finden können.“

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!“ sagte sie düster.

„Und Sie wissen auch nicht, wo es hingekommen ist?“

Sie nickte. „Doch; das weiß ich.“

„Es haben Einige gemeint,“ fuhr ich fort, „er sei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererschiff nach Amerika zu gehen?“

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen ist, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld ist er nicht nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; so wahr, als wenn ich vor Gott stünde! — Am letzten Sonntag Abend war's, es mochte gegen acht Uhr sein; meine Mutter, die über Nacht aus ge-

wesen war, saß im Lehnstuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehse nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angestarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. — Draußen ging der Sturm; aber zwischen den Windstößen glaubt' ich mitunter bei unserem Hause gehen zu hören. Mir war das unheimlich und ich trat vor die Hausthür, um zu sehen, was es gäbe. Es war kein Mondschein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterscheiden, der an unseren Garten stößt; und so sah ich auch, daß unterm Zaune Einer stand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehse. „Was stehst du hier und läßt dich durchkälten?“ sagte ich. „Warum kommst du nicht herein?“ — „Ich muß dich allein sprechen, Margreth!“ erwiederte er. — „Nun so sprich, wir sind hier allein; es wird auch Niemand kommen in dem Unwetter.“ — Aber er sprach nicht, bis ich sagte: „Mich friert; ich will hinein und mein Umschlagetuch holen!“ Da griff er mich bei der Hand und sagte schwer: „'S geht

so nicht länger, Margreth; ich muß ein Ende machen." — Er kam mir so seltsam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten sollte. „Hinrich," sagte ich; „am besten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wohl Alles noch gut werden!" — „Wir müssen Beide fort, mit einander fort, Margreth!" antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in diesem Augenblicke standen. „Hörst du?" sagte er; „das ist Gold! Vorgestern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es ist leicht dort sein Brod zu finden." — „Das wirst du deiner Frau nicht anthun!" sagte ich. — „Nicht anthun, Margreth? Es ist kein Segen für sie, wenn ich dableib'; die paar tausend Thaler, die sie in die Wirthschaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne dich!" — Er wollte mich umfassen, aber ich sprang zurück.

„Das würde mir anstehen," sagt' ich, „als deine Beiläuferin mit dir in die weite Welt zu rennen!" — „Hör' mich nur," begann er wieder; „wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung

klagen; dann können wir uns dort zusammengeben lassen." — — „Nein, Hinrich; ich thu's nicht; ich geh' so nicht fort." — Auf diese Worte ward er wie unsinnig; er warf sich auf die Erde, ich weiß nicht, was er Alles sprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verstehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. „Geh' nach Haus, Hinrich," bat ich, „du bist heut' nicht bei dir, laß uns morgen über die Sache sprechen!" — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofsteige laute Stimmen; Hans Ottsen war darunter, und ich horchte nach unserer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber sie mußten vorüber gegangen sein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofsthor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurück wandte, stand Hinrich vor mir. „Margreth," sagte er, und er würgte die Worte nur so heraus; „willst du mit mir gehen?" — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen Mund. „Sprich nicht zu früh!" rief er, „denn ich frag' nicht wieder; — nimmer wieder." — Ich antwortete nicht; es schnürte

mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch antworten sollen! — „Siehst du!“ sagte er; „ich wußte es wohl; du bist falsch, du wartest auf den Anderen!“ — Er machte eine Bewegung mit dem Arm, und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatschen. — „Hinrich, dein Gold!“ rief ich. „Was thust du, Hinrich!“ — „Laß nur!“ sagt' er; „ich brauch's nun nicht mehr; — aber“ — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor sich, als ob er wie aus der Ferne mich betrachten wollte — „küss' mich noch einmal, Margreth!“

— „Und dann?“ fragte ich, als das Mädchen stockte.

„Ich will nicht lügen,“ Herr Amtsvogt; „ich hätt's ihm nicht gewehrt: aber er stieß mich plötzlich von sich. — Ich wollte der Hausthür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte, sprang er hinter mir her und packte mich wie mit eisernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er schlang einen meiner Zöpfe um seine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. „Noch einen Augenblick, Margreth,“ sagte er, und trotz der Nacht sah ich, wie seine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir fast die Kleider vom Leibe riß, schrie

er mir ins Ohr: „Ich will dir was Heimliches anvertrauen, Margreth; aber sprich's nicht weiter! Für uns Beid' zusammen ist kein Platz mehr auf der Welt; du sollst verflucht sein, Margreth!" — Ich stieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt', er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuschlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Hausthür getreten und rief nach mir. — „Er wird sich morgen schon besinnen," sagte sie, nachdem ich ihr Alles so gut als ich es vermochte, erzählt hatte; „da kann er auch sein Gold sich selber wieder fischen." Dann holte sie ein Vorlegeschloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einst mein Großvater ungebetener Gäste wegen hatte machen lassen; es hätte ja jemand Anders den Beutel im Eimer mit heraufziehen können. — — Als wir ins Haus gegangen waren, legte meine Mutter sich ins Bett, und ich setzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen stürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blasen; im Kirchthurm schlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne sich ein Leids angethan haben. Als ich merkte,

daß meine Mutter eingeschlafen war, nahm ich mein Umschlagetuch und schlich mich fort. — Es begegnete mir Niemand; die meisten Häuser waren schon dunkel; nur auf der Fehse'schen Stelle sah ich vom Wege aus noch Licht durch die Oeffnung der Fensterläden scheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenster stellte, hörte ich drinnen die Spinnräder schnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Fehse. — „Was sie nur sprechen mögen!" dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich konnt' es nicht verstehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenster eine umgestürzte Schubkarre, und als ich hinaufgestiegen war und mich auf den Zehen hob, reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens. Ich konnte dort das Wandbett übersehen; auch sah ich, daß Jemand darin lag, und als der Kopf sich auf dem Kissen umwarf, erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einem Mal aber richtete er sich in den Kissen auf und stierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angst, ich sprang von der Karre herab und rannte fort; über den Weg, über den Kirchhof; — um die Thurmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim sagt

dann immer, die Todten schreien in den Gräbern. Mir grauste, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder ins Haus und ins Bett gekommen bin. — Am anderen Morgen aber hieß es, Hinrich Fehse sei in der Nacht verschwunden; ich habe nichts wieder von ihm gesehen."

Sie schwieg. — Es war inzwischen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick ins Freie that, war fern am Horizont nur noch ein schwacher Abendschein; die Bäume im Garten standen schwarz, unten über dem Moor aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tisch stellen; dann rief ich die Fehse'schen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei sein?" fragte die alte Bäuerin, indem sie einen halb scheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß sich in die eine Fensterecke gesetzt hatte.

„Die wird Sie nicht stören, Frau Fehse!" erwiederte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu sagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber" — und sie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Bösen werden ihren Lohn bekommen!"

Das Mädchen schien von diesen Worten nichts zu hören; sie hatte wie erschöpft den Kopf so weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das schwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Lassen Sie das, Frau Fehse!" sagte ich. „Erzählen Sie mir, wie sich die Sache zutrug!"

Sie schien wie aus tiefen Gedanken aufgestört zu werden.

„Ja," sagte sie, „er war auch den Abend drüben gewesen, da, bei der! Aber er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag so schlecht, der Doctor hatte ihr eben ein neues Glas verschrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett gesessen, gewiß, das hat er! und ihre Hand gestreichelt. „Ann-Marieken," sagte er, „du bist nicht Schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; du wirst's da besser haben als bei mir."

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Thränen aus.

„Ich meine, Frau Fehse," erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlassen hat."

„Ja, wie war's?" erwiederte sie. „'S war am

letzten Sonntag Abend; das Essen hatten wir abgeräumt, und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß schon hin um zehn Uhr gewesen sein; Ann-Marieken und ich saßen noch bei unserem Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verstürzt nach Hause gekommen, nun lag er schon lange in dem Wandbett da. Aber er schlief wohl nicht, denn er warf sich fleißig herum und stöhnte auch wohl so vor sich hin; wir waren das schon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wohl zu sein pflegt; der Nordwest war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen; mir bangte immer, er sollte auch den Birnbaum an der Scheune umstürzen; denn mein Vater selig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich selbst gepflanzt. Da hör' ich's draußen leise vor dem Fenster trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Thier, oder war es eines Menschen Fußtritt. Ich frag': „Hörst du das, Ann-Marieken?" frag' ich. Aber sie greift in ihr Spinnrad und sagt: „Nein, Mutter, ich höre nichts!" — Nun rückt' ich 'nen Stuhl zum Fenster und sehe durch das Herz

des Fensterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeschroben. Da stand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte sich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wischen hinunter konnte ich sehen und sah auch hinten im Moor die Wassertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu sehen. Aber das merkt' ich wohl, es drückte sich was unter das Fenster und es rutschte, als scheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabsteige, kratzt es draußen an dem anderen Laden, und sogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken, und mein Hinrich sitzt steidel aufrecht in den Kissen und starrt mit ganz todten Augen nach dem Fenster zu. — Als ich ruf': „Herr Jes', Hinrich! was ist denn?" da ist auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all' das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an seiner Kette reißen. Aber mein Hinrich sitzt noch immer so todt und glasig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun selber umwende — Herr, du mein Jesus Christ! da guckt ein Thier durch den

Fensterladen! ich sah ganz deutlich die weißen, spitzen Zähne und die schwarzen Augen!"

Die Alte wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leise vor sich hinzumurmeln.

„Ein Thier, Frau Fehse?" fragte ich; „habt Ihr denn so große Hunde im Dorf?"

Sie schüttelte den Kopf: „Es war kein Hund, Herr Amtsvogt!"

„Aber Wölfe giebt's hier doch nicht mehr bei uns!"

Die Alte drehte langsam den Kopf nach dem Mädchen und sagte dann mit scharfer Stimme: „Es mag auch wohl kein rechter Wolf gewesen sein!"

„Mutter, Mutter!" rief das junge Weib; „Ihr habt mir doch gesagt, es sei die Hebammen-Margreth gewesen, die ins Fenster gesehen habe!"

„Hm, Ann-Marieken, ich sage auch nicht, daß sie es nicht gewesen ist." Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverständliches Klagen und Murmeln.

„Was faselt Ihr, Mutter Fehse!" rief ich. Und doch, als ich das Mädchen so leblos mit ihrem kreideweißen Gesicht und den rothen Lippen dasitzen sah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimath ihres Großvaters, und ich hätte fast hinzugefügt:

Ihr irrt Euch, ich weiß es besser, Mutter Fehse, sie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht ist er fort, um sie zu suchen! Aber ich sagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?"

„Mit meinem Hinrich?" wiederholte sie. „Er griff ans Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. „Laß mich, Hinrich!" sagte ich. Aber er fuhr hastig in die Kleider: „Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!" und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fensterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege stieß, die so wie heut' dort neben dem Bette stand, da streckte das Kleine im Schlaf seine Aermchen auf und griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal stehen und bückte sich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei sich selber sagte: „Das Kind! das Kind!" Er streckte auch schon seine Hand nach den kleinen Händchen aus, als just der Sturm wieder gegen die Läden stieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da that er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Thüre hinaus." — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margreth

den Kopf wie lauschend gegen das Fenster hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Moor herauf zu kommen schien. —

„Und seitdem,“ fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr gesehen?“

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubenthür knarrte, und durch die Thürspalte drängte sich ein graues Hündchen, naß und beschmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und sah sie einen Augenblick wie fragend an, schnoberte winselnd an der Bettstelle herum und lief dann ebenso wieder zur Thür hinaus. Die beiden Frauen, welche athemlos das Thier mit den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er selber aufgezogen und dann immer um sich gehabt hatte; das kleine Thier war seit jenem Abend ebenfalls verschwunden gewesen.

Das Rumpeln des Wagens kam indessen näher, und zugleich sah ich, wie am Fenster das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgerissenen Augen hinausstarrte. Die Unschlittkerzen leuchteten nicht so weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt sie in die

Höhe und blieb dann mit offenem Munde stehen. In demselben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauses.

Eine Weile war es lautlos still, dann wurden Männerstimmen auf dem Hausflur laut, die Stubenthür wurde weit geöffnet, und ein breitschulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir sind mit der Leiche da," sagte er; „hinten im Moor in der schwarzen Lake hat sie gelegen."

Das Zetergeschrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte sich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgestört, sein schrilles Stimmchen mit darein mischte.

Aber die alte Bäuerin besann sich plötzlich; ihre knochige Hand schüttelnd, trat sie vor das Mädchen hin, die noch immer wie versteinert in die leere Nacht hinausstarrte. „Hörst du's!" rief sie; „er ist todt! Geh nun! Du hast hier weiter nichts zu schaffen."

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe sie nichts davon verstanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes sah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während sie schweigend zur Thür hinausging. Durch das Fenster sah ich sie den Hof hinabschreiten;

sie hatte den Kopf im Nacken, als sei er ihr herumgedreht, der Scheune zugewendet, worin der Todte lag. Plötzlich, als sie den Weg erreicht hatte, begann sie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als sei was hinter ihr, dem sie entrinnen müßte. Bald aber verschwand sie in den weißen Nebeln, die vom Moor herauf den Weg überschwemmt hatten.

Ich ließ anspannen, mein Geschäft war für heut' zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr, kam der Küster von seiner Hofstelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es thut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!" sagte er. „Aber, wer weiß, ob es nicht so am besten ist; wir müssen jetzt nur sehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirth bekommen, der die Wittwe heirathen und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehse bewirthschaften kann. Es soll schon Alles besorgt werden, Herr Amtsvogt!" Und in seiner alten Unerschütterlichkeit grüßte er gravitätisch mit der Hand, während ich, diese tröstlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem Moor entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

* * *

Um mit meinem Bericht zu Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde schon am anderen Tage ausgeschöpft, und der versenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der Mann für die junge Wittwe fand sich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfrist mittelst eines Bräune-Anfalls seinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottsen zog es vor, statt die verrufene Hebammen-Margreth zu seinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Fehse'sche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirath zu erwerben. Und so war denn, nach dem Recept der Küsterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder Alles in seinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, so vermag ich darauf keine Antwort zu geben; sie soll in, ich weiß nicht, welche große Stadt gezogen und dort in der Menschenfluth verschollen sein.

Viola tricolor.

(1873.)

Es war sehr still in dem großen Hause; aber selbst auf dem Flur spürte man den Duft von frischen Blumensträußen.

Aus einer Flügelthür, der breiten in das Oberhaus hinaufführenden Treppe gegenüber, trat eine alte sauber gekleidete Dienerin. Mit einer feierlichen Selbstzufriedenheit drückte sie hinter sich die Thür ins Schloß und ließ dann ihre grauen Augen an den Wänden entlang streifen, als wolle sie auch hier jedes Stäubchen noch einer letzten Musterung unterziehen; aber sie nickte beifällig und warf dann einen Blick auf die alte englische Hausuhr, deren Glockenspiel eben zum zweiten Mal seinen Satz abgespielt hatte.

„Schon Halb!“ murmelte die Alte; „und um Acht, so schrieb der Herr Professor, wollten die Herrschaften da sein!“

Hierauf griff sie in ihrer Tasche nach einem großen Schlüsselbund und verschwand dann in den hinteren Räumen des Hauses. — Und wieder wurde es still; nur der Perpendikelschlag der Uhr tönte durch den geräumigen Flur und in das Treppenhaus hinauf; durch das Fenster über der Hausthür fiel noch ein Strahl der Abendsonne und blinkte auf den drei vergoldeten Knöpfen, welche das Uhrgehäuse krönten.

Dann kamen von oben herab kleine leichte Schritte, und ein etwa zehnjähriges Mädchen erschien auf dem Treppenabsatz. Auch sie war frisch und festlich angethan; das roth und weiß gestreifte Kleid stand ihr gut zu dem bräunlichen Gesichtchen und den glänzend schwarzen Haarflechten. Sie legte den Arm auf das Geländer und das Köpfchen auf den Arm, und ließ sich so langsam hinabgleiten, während ihre dunklen Augen träumerisch auf die gegenüberliegende Zimmerthür gerichtet waren.

Einen Augenblick stand sie horchend auf dem Flur; dann drückte sie leise die Thür des Zimmers auf und schlüpfte durch die schweren Vorhänge hinein. — Es war schon dämmerig hier; denn die beiden

Fenster des tiefen Raumes gingen auf eine von hohen Häusern eingeengte Straße; nur seitwärts über dem Sopha leuchtete wie Silber ein venetianischer Spiegel auf der dunkelgrünen Sammettapete. In dieser Einsamkeit schien er nur dazu bestimmt, das Bild eines frischen Rosenstraußes zurückzugeben, der in einer Marmorvase auf dem Sophatische stand. Bald aber erschien in seinem Rahmen auch das dunkle Kinderköpfchen. Auf den Zehen war die Kleine über den weichen Fußteppich herangeschlichen; und schon griffen die schlanken Finger hastig zwischen die Stengel der Blumen, während ihre Augen nach der Thür zurückflogen. Endlich war es ihr gelungen, eine halb erschlossene Moosrose aus dem Strauße zu lösen; aber sie hatte bei ihrer Arbeit der Dornen nicht geachtet, und ein rother Blutstropfen rieselte über ihren Arm. Rasch — denn er wäre fast in das Muster der kostbaren Tischdecke gefallen — sog sie ihn mit ihren Lippen auf; dann leise, wie sie gekommen, die geraubte Rose in der Hand, schlüpfte sie wieder durch die Thürvorhänge auf den Flur hinaus. Nachdem sie auch hier noch einmal gehorcht hatte, flog sie die Treppe wieder hinauf, die sie zu-

vor herabgekommen war, und droben weiter einen Corridor entlang, bis an die letzte Thür desselben. Einen Blick noch warf sie durch eines der Fenster, vor dem im Abendschein die Schwalben kreuzten; dann drückte sie die Klinke auf.

Es war das Studirzimmer ihres Vaters, das sie sonst in seiner Abwesenheit nicht zu betreten pflegte; nun war sie ganz allein zwischen den hohen Repositorien, die mit ihren unzähligen Büchern so ehrfurchtgebietend umherstanden. Als sie zögernd die Thür hinter sich zugedrückt hatte, wurde unter einem zur Linken von derselben befindlichen Fenster der mächtige Anschlag eines Hundes laut. Ein Lächeln flog über die ernsten Züge des Kindes; sie ging rasch an das Fenster und blickte hinaus. Drunten breitete sich der große Garten des Hauses in weiten Rasen- und Gebüschpartien aus; aber ihr vierbeiniger Freund schien schon andere Wege eingeschlagen zu haben; so sehr sie spähte, nichts war zu entdecken. Und wie Schatten fiel es allmälig wieder über das Gesicht des Kindes; sie war ja zu was Anderem hergekommen; was ging sie jetzt der Nero an!

Nach Westen hinaus, der Thür, durch welche sie

eingetreten, gegenüber, hatte das Zimmer noch ein zweites Fenster. An der Wand daneben, so daß das Licht dem daran Sitzenden zur Hand fiel, befand sich ein großer Schreibtisch mit dem ganzen Apparat eines gelehrten Alterthumsforschers; Bronzen und Terracotten aus Rom und Griechenland, kleine Modelle antiker Tempel und Häuser und andere dem Schutt der Vergangenheit entstiegene Dinge füllten fast den ganzen Aufsatz desselben. Darüber aber, wie aus blauen Frühlingslüften heraustretend, hing das lebensgroße Brustbild einer jungen Frau; gleich einer Krone der Jugend lagen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. — „Holdselig", dies veraltete Wort hatten ihre Freunde für sie wieder hervorgesucht; — einst, da sie noch an der Schwelle dieses Hauses mit ihrem Lächeln die Eintretenden begrüßte. — Und so blickte sie noch jetzt im Bilde mit ihren blauen Kinderaugen von der Wand herab; nur um den Mund spielte ein leichter Zug von Wehmuth, den man im Leben nicht an ihr gesehen hatte. Der Maler war auch derzeit wohl darum gescholten worden; später, da sie gestorben, schien es Allen recht zu sein.

Das kleine schwarzhaarige Mädchen kam mit

leisen Schritten näher; mit leidenschaftlicher Innigkeit hingen ihre Augen an dem schönen Bildniß.

„Mutter, meine Mutter!“ sprach sie flüsternd; doch so, als wolle mit den Worten sie sich zu ihr drängen.

Das schöne Antlitz schaute, wie zuvor, leblos von der Wand herab; sie aber kletterte, behend wie eine Katze, über den davorstehenden Sessel auf den Schreibtisch, und stand jetzt mit trotzig aufgeworfenen Lippen vor dem Bilde, während ihre zitternden Hände die geraubte Rose hinter der unteren Leiste des Goldrahmens zu befestigen suchten. Als ihr das gelungen war, stieg sie rasch wieder zurück und wischte mit ihrem Schnupftuch sorgsam die Spuren ihrer Füßchen von der Tischplatte.

Aber es war, als könne sie jetzt aus dem Zimmer, das sie zuvor so scheu betreten hatte, nicht wieder fortfinden; nachdem sie schon einige Schritte nach der Thür gethan hatte, kehrte sie wieder um; das westliche Fenster neben dem Schreibtische schien diese Anziehungskraft auf sie zu üben.

Auch hier lag unten ein Garten, oder richtiger, eine Gartenwildniß. Der Raum war freilich klein;

denn wo das wuchernde Gebüsch sie nicht verdeckte, war von allen Seiten die hohe Umfassungsmauer sichtbar. An dieser, dem Fenster gegenüber, befand sich, in augenscheinlichem Verfall, eine offene Rohrhütte; davor, von dem grünen Gespinnste einer Clematis fast bedeckt, stand noch ein Gartenstuhl. Der Hütte gegenüber mußte einst eine Partie von hochstämmigen Rosen gewesen sein; aber sie hingen jetzt wie verdorrte Reiser an den entfärbten Blumenstöcken, während unter ihnen mit unzähligen Rosen bedeckte Centifolien ihre fallenden Blätter auf Gras und Kraut umherstreuten.

Die Kleine hatte die Arme auf die Fensterbank und das Kinn in ihre beiden Hände gestützt, und schaute mit sehnsüchtigen Augen hinab.

Drüben in der Rohrhütte flogen zwei Schwalben aus und ein; sie mußten wohl ihr Nest darin gebaut haben. Die anderen Vögel waren schon zur Ruhe gegangen; nur ein Rothbrüstchen sang dort noch herzhaft von dem höchsten Zweige des abgeblühten Goldregens und sah das Kind mit seinen schwarzen Augen an.

— „Resi, wo steckst du denn!“ sagte sanft eine

alte Stimme, während eine Hand sich liebkosend auf das Haupt des Kindes legte.

Die alte Dienerin war unbemerkt hereingetreten. Das Kind wandte den Kopf und sah sie mit einem müden Ausdruck an. „Anne,“ sagte es, „wenn ich nur einmal wieder in Großmutters Garten dürfte!“

Die Alte antwortete nicht darauf; sie kniff nur die Lippen zusammen und nickte ein paar Mal wie zur Beistimmung. „Komm, komm!“ sagte sie dann. „Wie siehst du aus! Gleich werden sie da sein, dein Vater und deine neue Mutter!“ Damit zog sie das Kind in ihre Arme und strich und zupfte ihr Haar und Kleider zurecht. — „Nein, nein, Neschen! Du darfst nicht weinen; es soll eine gute Dame sein, und schön, Nesi; du siehst ja gern die schönen Leute!“

In diesem Augenblick tönte das Rasseln eines Wagens von der Straße herauf. Das Kind zuckte zusammen; die Alte aber faßte es bei der Hand und zog es rasch mit sich aus dem Zimmer. — Sie kamen noch früh genug, um den Wagen vorfahren zu sehen; die beiden Mägde hatten schon die Hausthür aufgeschlagen.

— Das Wort der alten Dienerin schien sich zu bestätigen. Von einem etwa vierzigjährigen Manne, in dessen ernsten Zügen man Resi's Vater leicht erkannte, wurde eine junge schöne Frau aus dem Wagen gehoben. Ihr Haar und ihre Augen waren fast so dunkel wie die des Kindes, dessen Stiefmutter sie geworden war; ja man hätte sie, flüchtig angesehen, für die rechte halten können, wäre sie dazu nicht zu jung gewesen. Sie grüßte freundlich, während ihre Augen wie suchend umherblickten; aber ihr Mann führte sie rasch ins Haus und in das untere Zimmer, wo sie von dem frischen Rosenduft empfangen wurde.

„Hier werden wir zusammen leben," sagte er, indem er sie in einen weichen Sessel niederdrückte, „verlaß dies Zimmer nicht, ohne hier die erste Ruhe in deinem neuen Heim gefunden zu haben!"

Sie blickte innig zu ihm auf. „Aber du — willst du nicht bei mir bleiben?"

— „Ich hole dir das Beste von den Schätzen unseres Hauses."

„Ja, ja, Rudolf, deine Agnes! Wo war sie denn vorhin?"

Er hatte das Zimmer schon verlassen. Den Augen des Vaters war es nicht entgangen, daß bei ihrer Ankunft Resi sich hinter der alten Anne versteckt gehalten hatte; nun, da er sie wie verloren draußen auf dem Hausflur stehend fand, hob er sie auf beiden Armen in die Höhe und trug sie so in das Zimmer.

— „Und hier hast du die Resi!“ sagte er, und legte das Kind zu den Füßen der schönen Stiefmutter auf den Teppich; dann, als habe er Weiteres zu besorgen, ging er hinaus; er wollte die Beiden allein sich finden lassen.

Resi richtete sich langsam auf und stand nun schweigend vor der jungen Frau; Beide sahen sich unsicher und prüfend in die Augen. Letztere, die wohl ein freundliches Entgegenkommen als selbstverständlich vorausgesetzt haben mochte, faßte endlich die Hände des Mädchens und sagte ernst: „Du weißt doch, daß ich jetzt deine Mutter bin, wollen wir uns nicht lieb haben, Agnes?“

Resi blickte zur Seite.

„Ich darf aber doch Mama sagen?“ fragte sie schüchtern.

— „Gewiß, Agnes, sag' was du willst, Mama oder Mutter, wie es dir gefällt!"

Das Kind sah verlegen zu ihr auf und erwiederte beklommen: „Mama könnte ich gut sagen!"

Die junge Frau warf einen raschen Blick auf sie und heftete ihre dunklen Augen in die noch dunkleren des Kindes. „Mama; aber nicht Mutter?" fragte sie.

„Meine Mutter ist ja todt," sagte Nesi leise.

In unwillkürlicher Bewegung stießen die Hände der jungen Frau das Kind zurück; aber sie zog es gleich und heftig wieder an ihre Brust.

„Nesi," sagte sie, „Mutter und Mama ist ja dasselbe!"

Nesi aber erwiederte nichts; sie hatte die Verstorbene immer nur Mutter genannt.

— Das Gespräch war zu Ende. Der Hausherr war wieder eingetreten, und da er sein Töchterchen in den Armen seiner jungen Frau erblickte, lächelte er zufrieden.

„Aber jetzt komm," sagte er heiter, indem er der Letzteren seine Hand entgegenstreckte, „und nimm als Herrin Besitz von allen Räumen dieses Hauses!"

Und sie gingen mit einander fort; durch die Zimmer des unteren Hauses, durch Küche und Keller, dann die breite Treppe hinauf in einen großen Saal und in die kleineren Stuben und Kammern, die nach beiden Seiten der Treppe auf den Corridor hinausgingen.

Der Abend dunkelte schon; die junge Frau hing immer schwerer an dem Arm ihres Mannes, es war fast, als sei mit jeder Thür, die sich vor ihr geöffnet, eine neue Last auf ihre Schultern gefallen; immer einsilbiger wurden seine froh hervorströmenden Worte erwiedert. Endlich, da sie vor der Thür seines Arbeitszimmers standen, schwieg auch er und hob den schönen Kopf zu sich empor, der stumm an seiner Schulter lehnte.

„Was ist dir, Ines?“ sagte er, „du freust dich nicht!“

„O doch, ich freue mich!“

„So komm!“

Als er die Thür geöffnet hatte, schien ihnen ein mildes Licht entgegen. Durch das westliche Fenster leuchtete der Schein des Abendgoldes, das drüben jenseits der Büsche des kleinen Gartens stand. —

In diesem Lichte blickte das schöne Bild der Todten von der Wand herab; darunter auf dem matten Gold des Rahmens lag wie glühend die frische rothe Rose.

Die junge Frau griff unwillkürlich mit der Hand nach ihrem Herzen und starrte sprachlos auf das süße lebensvolle Bild. Aber schon hatten die Arme ihres Mannes sie fest umfangen.

„Sie war einst mein Glück;" sagte er, „sei du es jetzt!"

Sie nickte, aber sie schwieg und rang nach Athem. Ach, diese Todte lebte noch, und für sie Beide war doch nicht Raum in einem Hause!

Wie zuvor, da Nesi hier gewesen, tönte jetzt wieder aus dem großen zu Norden belegenen Garten die mächtige Stimme eines Hundes.

Mit sanfter Hand wurde die junge Frau von ihrem Gatten an das dort hinausliegende Fenster geführt. „Sieh einmal hier hinab!" sagte er.

Drunten auf dem Stiege, der um den großen Rasen führte, saß ein schwarzer Neufundländer; vor ihm stand Nesi und beschrieb mit einer ihrer schwarzen Flechten einen immer engeren Kreis um seine

Nase. Dann warf der Hund den Kopf zurück und bellte und Resi lachte und begann das Spiel von Neuem.

Auch der Vater, der diesem kindischen Treiben zusah, mußte lächeln; aber die junge Frau an seiner Seite lächelte nicht, und wie eine trübe Wolke flog es über ihn hin. „Wenn es die Mutter wäre!" dachte er; laut aber sagte er: „Das ist unser Nero, den mußt du auch noch kennen lernen, Ines; der und Resi sind gute Kameraden, sogar vor ihren Puppenwagen läßt sich das Ungeheuer spannen."

Sie blickte zu ihm auf. „Hier ist so Viel, Rudolf," sagte sie, wie zerstreut; „wenn ich nur durchfinde!"

— „Ines, du träumst! Wir und das Kind, der Hausstand ist ja so klein wie möglich."

„Wie möglich?" wiederholte sie tonlos und ihre Augen folgten dem Kinde, das jetzt mit dem Hunde um den Rasen jagte; dann plötzlich, wie in Angst zu ihrem Mann emporsehend, schlang sie die Arme um seinen Hals und bat: „Halte mich fest, hilf mir! Mir ist so schwer."

* *
*

Wochen, Monate waren vergangen. — Die Befürchtungen der jungen Frau schienen sich nicht zu verwirklichen; wie von selber ging die Wirthschaft unter ihrer Hand. Die Dienerschaft fügte sich gern ihrem zugleich freundlichen und vornehmen Wesen, und auch wer von außen hinzutrat, fühlte, daß jetzt wieder eine dem Hausherrn ebenbürtige Frau im Innern walte. Für die schärfer blickenden Augen ihres Mannes freilich war es anders; er erkannte nur zu sehr, daß sie mit den Dingen seines Hauses wie mit Fremdem verkehre, woran sie keinen Theil habe, das als gewissenhafte Stellvertreterin sie nur um desto sorgsamer verwalten müsse. Es konnte den erfahrenen Mann nicht beruhigen, wenn sie sich zuweilen mit heftiger Innigkeit in seine Arme drängte, als müsse sie sich versichern, daß sie ihm, er ihr gehöre.

Auch zu Nesi hatte ein näheres Verhältniß sich nicht gebildet. Eine innere Stimme — der Liebe und der Klugheit — gebot der jungen Frau, mit dem Kinde von seiner Mutter zu sprechen, an die es die Erinnerung so lebendig, seit die Stiefmutter ins Haus getreten war, so hartnäckig bewahrte. Aber — das war es ja! Das süße Bild, das droben in

ihres Mannes Zimmer hing, — selbst ihre inneren Augen vermieden es zu sehen. Wohl hatte sie mehrmals schon den Muth gefaßt; sie hatte das Kind mit beiden Händen an sich gezogen, dann aber war sie verstummt; ihre Lippen hatten ihr den Dienst versagt, und Resi, deren dunkle Augen bei solcher herzlichen Bewegung freudig aufgeleuchtet, war traurig wieder fortgegangen. Denn seltsam, sie sehnte sich nach der Liebe dieser schönen Frau; ja, wie Kinder pflegen, sie betete sie im Stillen an. Aber ihr fehlte die Anrede, die der Schlüssel jedes herzlichen Gespräches ist; das Eine — so war ihr — durfte sie, das Andere konnte sie nicht sagen.

Auch dieses letztere Hemmniß fühlte Ines, und da es das am leichtesten zu beseitigende schien, so kehrten ihre Gedanken immer wieder auf diesen Punkt zurück.

So saß sie eines Nachmittags neben ihrem Mann im Wohnzimmer und blickte in den Dampf, der leise singend aus der Theemaschine aufstieg.

Rudolf, der eben seine Zeitung durchgelesen hatte, ergriff ihre Hand. „Du bist so still, Ines; du hast mich heute nicht ein einzig Mal gestört!"

„Ich hätte wohl etwas zu sagen," erwiederte sie zögernd, indem sie ihre Hand aus der seinen löste.

— „So sag' es denn!"

Aber sie schwieg noch eine Weile.

— „Rudolf," sagte sie endlich, „laß dein Kind mich Mutter nennen!"

— „Und thut sie denn das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf und erzählte ihm, was am Tage ihrer Ankunft vorgefallen war.

Er hörte ihr ruhig zu. „Es ist ein Ausweg," sagte er dann, „den hier die Kindesseele unbewußt gefunden hat. Wollen wir ihn nicht dankbar gelten lassen?"

Die junge Frau antwortete nicht darauf, sie sagte nur: „So wird das Kind mir niemals nahe kommen."

Er wollte wieder ihre Hand fassen, aber sie entzog sie ihm.

„Ines," sagte er, „verlange nur nichts, was die Natur versagt; von Nesi nicht, daß sie dein Kind, und nicht von dir, daß du ihre Mutter sei'st!"

Die Thränen brachen ihr aus den Augen. „Aber, ich soll doch ihre Mutter sein," sagte sie fast heftig.

— „Ihre Mutter? Nein, Ines, das sollst du nicht.“

„Was soll ich denn, Rudolf?“

— Hätte sie die nahe liegende Antwort auf diese Frage jetzt verstehen können, sie würde sie sich selbst gegeben haben. Er fühlte das und sah ihr sinnend in die Augen, als müsse er dort die helfenden Worte finden.

„Bekenn' es nur!“ sagte sie, sein Schweigen mißverstehend, „darauf hast du keine Antwort.“

„O, Ines!“ rief er. „Wenn erst aus deinem eignen Blut ein Kind auf deinem Schooße liegt!“

Sie machte eine abwehrende Bewegung; er aber sagte: „Die Zeit wird kommen, und du wirst fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erste Lächeln deines Kindes weckt und wie es seine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Nesi haben einst zwei selige Augen so geleuchtet; dann schlug sie den kleinen Arm um einen Nacken, der sich zu ihr niederbeugte, und sagte: ‚Mutter!‘ — Zürne nicht mit ihr, daß sie es zu keiner Anderen auf der Welt mehr sagen kann!“

Ines hatte seine Worte kaum gehört; ihre Ge-

danken verfolgten nur den einen Punkt. „Wenn du sagen kannst: Sie ist ja nicht dein Kind, warum sagst du denn nicht auch: Du bist ja nicht mein Weib!“

Und dabei blieb es. Was gingen sie seine Gründe an!

Er zog sie an sich; er suchte sie zu beruhigen; sie küßte ihn und sah ihn durch Thränen lächelnd an; aber geholfen war ihr damit nicht.

* * *

Als Rudolf sie verlassen hatte, ging sie hinaus in den großen Garten. Bei ihrem Eintritt sah sie Nesi mit einem Schulbuche in der Hand um den breiten Rasen wandern, aber sie wich ihr aus und schlug einen Seitenweg ein, der zwischen Gebüsch an der Gartenmauer entlang führte.

Dem Kinde war beim flüchtigen Aufblick der Ausdruck von Trauer in den schönen Augen der Stiefmutter nicht entgangen, und, wie magnetisch nachgezogen, immer lernend und ihre Lection vor sich hermurmelnd, war auch sie allmälig in jenen Steig gerathen.

Ines stand eben vor einer in der hohen Mauer befindlichen Pforte, die von einem Schlinggewächs mit lila Blüthen fast verhangen war. Mit abwesenden Blicken ruhten ihre Augen darauf, und sie wollte schon ihre stille Wanderung wieder beginnen, als sie das Kind sich entgegenkommen sah.

Nun blieb sie stehen und fragte: „Was ist das für eine Pforte, Resi?"

— „Zu Großmutters Garten!"

„Zu Großmutters Garten? — Deine Großeltern sind doch schon lange todt!"

„Ja, schon lange, lange."

„Und wem gehört denn jetzt der Garten?"

— „Uns!" sagte das Kind, als verstehe sich das von selbst.

Ines bog ihren schönen Kopf unter das Gesträuch und begann an der eisernen Klinke der Thür zu rütteln; Resi stand schweigend dabei, als wolle sie den Erfolg dieser Bemühungen abwarten.

„Aber er ist ja verschlossen!" rief die junge Frau, indem sie abließ und mit dem Schnupftuch den Rost von ihren Fingern wischte. „Ist es der wüste Garten, den man aus Vaters Stubenfenster sieht?"

Das Kind nickte.

— „Horch nur, wie drüben die Vögel singen!"

Inzwischen war die alte Dienerin in den Garten getreten. Als sie die Stimmen der Beiden von der Mauer her vernahm, beeilte sie sich, in ihre Nähe zu kommen. „Es ist Besuch drinnen," meldete sie.

Ines legte freundlich ihre Hand an Resi's Wange. „Vater ist ein schlechter Gärtner," sagte sie im Fortgehen; „da müssen wir Beide noch hinein und Ordnung schaffen."

— Im Hause kam Rudolf ihr entgegen.

„Du weißt, das Müller'sche Quartett spielt heute Abend," sagte er; „die Doctorsleute sind da und wollen uns vor Unterlassungssünden warnen."

Als sie zu den Gästen in die Stube eingetreten waren, entspann sich ein langes, lebhaftes Gespräch über Musik; dann kamen häusliche Geschäfte, die noch besorgt werden mußten. Der wüste Garten war für heut' vergessen.

* *
*

Am Abend war das Concert. — Die großen Todten, Haydn und Mozart, waren an den Hörern

vorübergezogen, und eben verklang auch der letzte Accord von Beethoven's C-moll-Quartett, und statt der feierlichen Stille, in der allein die Töne auf- und niederglänzten, rauschte jetzt das Geplauder der fortdrängenden Zuhörer durch den weiten Raum.

Rudolf stand neben dem Stuhle seiner jungen Frau. „Es ist aus, Ines," sagte er, sich zu ihr niederbeugend; „oder hörst du noch immer etwas?"

Sie saß noch wie horchend, ihre Augen nach dem Podium gerichtet, auf dem nur noch die leeren Pulte standen. Jetzt reichte sie ihrem Manne die Hand. „Laß uns heimgehen, Rudolf," sagte sie aufstehend.

An der Thür wurden sie von ihrem Hausarzte und dessen Frau aufgehalten, den einzigen Menschen, mit denen Ines bis jetzt in einen näheren Verkehr getreten war.

„Nun?" sagte der Doctor und nickte ihnen mit dem Ausdruck innerster Befriedigung zu. „Aber kommen Sie mit uns, es ist ja auf dem Wege; nach so etwas muß man noch ein Stündchen zusammensitzen."

Rudolf wollte schon mit heiterer Zustimmung

antworten, als er sich leise am Aermel gezupft fühlte und die Augen seiner Frau mit dem Ausdrucke dringenden Bittens auf sich gerichtet sah. Er verstand sie wohl. „Ich verweise die Entscheidung an die höhere Instanz,“ sagte er scherzend.

Und Ines wußte unerbittlich den nicht so leicht zu besiegenden Doctor auf einen anderen Abend zu vertrösten.

Als sie am Hause ihrer Freunde sich von diesen verabschiedet hatten, athmete sie auf wie befreit.

„Was hast du heute gegen unsere lieben Doctorsleute?“ fragte Rudolf.

Sie drückte sich fest in den Arm ihres Mannes. „Nichts,“ sagte sie; „aber es war so schön heute Abend; ich muß nun ganz mit dir allein sein.“

Sie schritten rascher ihrem Hause zu.

„Sieh' nur,“ sagte er, „im Wohnzimmer unten ist schon Licht, unsere alte Anne wird den Theetisch schon gerüstet haben. Du hattest Recht, daheim ist doch noch besser als bei Anderen.“

Sie nickte nur und drückte ihm still die Hand. — Dann traten sie in ihr Haus; lebhaft öffnete sie die Stubenthür und schlug die Vorhänge zurück.

Auf dem Tische, wo einst die Vase mit den Rosen gestanden hatte, brannte jetzt eine große Bronzelampe und beleuchtete einen schwarzhaarigen Kinderkopf, der schlafend auf die mageren Aermchen hingesunken war; die Ecken eines Bilderbuches ragten nur eben darunter hervor.

Die junge Frau blieb wie erstarrt in der Thür stehen; das Kind war ganz aus ihrem Gedankenkreise verschwunden gewesen. Ein Zug herber Enttäuschung flog um ihre schönen Lippen. „Du, Resi!" stieß sie hervor, als ihr Mann sie vollends in das Zimmer hineingeführt hatte. „Was machst du denn noch hier?"

Resi erwachte und sprang auf. „Ich wollte auf Euch warten," sagte sie, indem sie halb lächelnd mit der Hand über ihre blinzelnden Augen fuhr.

„Das ist unrecht von Anne; du hättest längst zu Bette sein sollen."

Ines wandte sich ab und trat an das Fenster; sie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen quollen. Ein unentwirrbares Gemisch von bitteren Gefühlen wühlte in ihrer Brust; Heimweh, Mitleid mit sich selber, Reue über ihre Lieblosigkeit gegen

das Kind des geliebten Mannes; sie wußte selber nicht, was Alles jetzt sie überkam; aber — und mit der Wollust und der Ungerechtigkeit des Schmerzes sprach sie es sich selber vor — das war es: ihrer Ehe fehlte die Jugend, und sie selber war doch noch so jung!

Als sie sich umwandte, war das Zimmer leer. — Wo war die schöne Stunde, auf die sie sich gefreut? — Sie dachte nicht daran, daß sie sie selbst verscheucht hatte.

— — Das Kind, welches mit fast erschreckten Augen dem ihm unverständlichen Vorgange zugesehen hatte, war von dem Vater still hinausgeführt worden.

„Geduld," sprach er zu sich selber, als er, den Arm um Resi geschlungen, mit ihr die Treppe hinaufstieg; und auch er, in einem anderen Sinne, setzte hinzu: „Sie ist ja noch so jung."

Eine Kette von Gedanken und Plänen tauchte in ihm auf; mechanisch öffnete er das Zimmer, wo Resi mit der alten Anne schlief und in dem sie von dieser schon erwartet wurde. Er küßte sie und sprach: „Ich werde Mama von dir gute Nacht sagen." Dann

wollte er zu seiner Frau hinabgehen; aber er kehrte wieder um und trat am Ende des Corridors in sein Studirzimmer.

Auf dem Aufsatze des Schreibtisches stand eine kleine Bronze-Lampe aus Pompeji, die er kürzlich erst erworben und Versuches halber mit Oel gefüllt hatte; er nahm sie herab, zündete sie an und stellte sie wieder an ihren Ort unter das Bildniß der Verstorbenen; ein Glas mit Blumen, das auf der Platte des Tisches gestanden, setzte er daneben. Er that dies fast gedankenlos; nur, als müsse er auch seinen Händen zu thun geben, während es ihm in Kopf und Herzen arbeitete. Dann trat er dicht daneben an das Fenster und öffnete beide Flügel desselben.

Der Himmel war voll Wolken; das Licht des Mondes konnte nicht herabgelangen. Drunten in dem kleinen Garten lag das wuchernde Gesträuch wie eine dunkle Masse; nur dort, wo zwischen schwarzen pyramidenförmigen Coniferen der Steig zur Rohrhütte führte, schimmerte zwischen ihnen der weiße Kies hindurch.

Und aus der Phantasie des Mannes, der in diese

Einsamkeit hinabsah, trat eine liebliche Gestalt, die nicht mehr den Lebenden angehörte; er sah sie unten auf dem Steige wandeln, und ihm war, als gehe er an ihrer Seite.

„Laß dein Gedächtniß mich zur Liebe stärken," sprach er; aber die Todte antwortete nicht; sie hielt den schönen, bleichen Kopf zur Erde geneigt; er fühlte mit süßem Schauder ihre Nähe, aber Worte kamen nicht von ihr.

Da bedachte er sich, daß er hier oben ganz allein stehe. Er glaubte an den vollen Ernst des Todes; die Zeit, wo sie gewesen, war vorüber. — Aber unter ihm lag noch wie einst der Garten ihrer Eltern; von seinen Büchern durch das Fenster sehend, hatte er dort zuerst das kaum fünfzehnjährige Mädchen erblickt; und das Kind mit den blonden Flechten hatte dem ernsten Manne die Gedanken fortgenommen, immer mehr, bis sie zuletzt als Frau die Schwelle seines Hauses überschritten und ihm Alles und noch mehr zurückgebracht hatte. — Jahre des Glückes und freudigen Schaffens waren mit ihr eingezogen; den kleinen Garten aber, als die Eltern früh verstorben waren und das Haus verkauft wurde, hatten sie be-

halten und durch eine Pforte in der Grenzmauer mit dem großen Garten ihres Hauses verbunden. Fast verborgen war schon damals diese Pforte unter hängendem Gesträuch, das sie ungehindert wachsen ließen; denn sie gingen durch dieselbe in den traulichsten Ort ihres Sommerlebens, in welchen selbst die Freunde des Hauses nur selten hineingelassen wurden. — — In der Rohrhütte, in welcher er einst von seinem Fenster aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauscht hatte, saß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunklen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von seiner Arbeit wandte, so that er einen Blick in das vollste Glück des Menschenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod sein Korn hineingeworfen. Es war in den ersten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der schwer Erkrankten aus dem daran liegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; sie wollte die Luft noch um sich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenster wehte. Der große Schreibtisch war bei Seite gestellt; seine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein

unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirschbaum stand mit Blüthen überschneit. In unwillkürlichem Drange hob er die leichte Gestalt aus den Kissen und trug sie an das Fenster. „O, sieh' es noch einmal! Wie schön ist doch die Welt!"

Aber sie wiegte leise ihren Kopf und sagte: „Ich sehe es nicht mehr." — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und stöhnend im Kampfe um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiser, immer leiser, zuletzt süß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!" — Aber sie hörte es nicht mehr.

— — Noch ein Tag, und die stille, edle Gestalt lag unten in dem großen, dämmerigen Gemach in ihrem Sarge. Die Diener des Hauses traten leise auf; drinnen stand er neben seinem Kinde, das die alte Anne an der Hand hielt.

„Resi," sagte diese, „du fürchtest dich doch nicht?"

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, antwortete: „Nein, Anne, ich bete."

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war; nach ihrer Beider Sinn ohne Priester und Glockenklang, aber in der heiligen Morgenfrühe, die ersten Lerchen stiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er besaß sie noch in seinem Schmerze; wenn auch ungesehen, sie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entschwand auch dies; er suchte sie oft mit Angst, aber immer seltener wußte er sie zu finden. Nun erst schien ihm sein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln saß eine Dämmerung, die früher nicht dort gesessen hatte: es war so seltsam anders um ihn her; und sie war nirgends.

— — Der Mond war aus dem Wolkenduft hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildniß. Er stand noch immer an derselben Stelle, den Kopf gegen das Fensterkreuz gelehnt: aber seine Augen sahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leise Rauschen ihres Kleides hatte den Weg zu seinem Ohr gefunden; er wandte den Kopf und sah sie forschend an.

„Ines!“ rief er; er stieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war stehen geblieben. „Was ist dir, Rudolf? Erschrickst du vor mir?“

Er schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. „Komm,“ sagte er, „laß uns hinuntergehen.“

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe beleuchtete Bild und die danebenstehenden Blumen gefallen. — Wie ein plötzliches Verständniß flog es durch ihre Züge. „Es ist ja bei dir wie in einer Capelle,“ sagte sie, und ihre Worte klangen kalt, fast feindlich.

Er hatte Alles begriffen. „O, Ines,“ rief er, „sind nicht auch dir die Todten heilig!“

„Die Todten! Wem sollten die nicht heilig sein! Aber, Rudolf,“ — und sie zog ihn wieder an das Fenster; ihre Hände zitterten und ihre schwarzen Augen flimmerten vor Erregung — „sag' mir, die

ich jetzt dein Weib bin, warum hältst du diesen Garten verschlossen und lässest keines Menschen Fuß hinein?"

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwischen den schwarzen Pyramidensträuchern schimmerte gespenstisch; ein großer Nachtschmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte schweigend hinabgeblickt. „Das ist ein Grab, Ines," sagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willst, ein Garten der Vergangenheit."

Aber sie sah ihn heftig an. „Ich weiß das besser, Rudolf! Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt Ihr zusammen; denn sie ist nicht todt; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und hast mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er legte schweigend den Arm um ihren Leib und führte sie, halb mit Gewalt, vom Fenster fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtisch und hielt sie hoch gegen das Bild empor. „Ines, wirf nur einen Blick auf sie!"

Und als die unschuldigen Augen der Todten auf

sie herabblickten, brach sie in einen Strom von Thränen aus. „O, Rudolf, ich fühle es, ich werde schlecht!"

„Weine nicht so," sagte er. „Auch ich habe Unrecht gethan; aber habe auch du Geduld mit mir!" — Er zog ein Schubfach seines Schreibtisches auf und legte einen Schlüssel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — — Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein Fuß der erste ist, der wieder ihn betritt. Vielleicht, daß im Geiste sie dir dort begegnet und mit ihren milden Augen dich so lange ansieht, bis du schwesterlich den Arm um ihren Nacken legst!"

Sie sah unbeweglich auf den Schlüssel, der noch immer in ihrer offenen Hand lag.

„Nun, Ines, willst du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, später — später; dann wollen wir zusammen hineingehen." Und indem ihre schönen dunklen Augen bittend zu ihm aufblickten, legte sie still den Schlüssel auf den Tisch.

*　　*
*

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch sie Mutter werden solle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das sie bei dem Bewußtsein überkam, gesellte sich bald ein Anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmälig sich ein Gedanke gleich einer bösen Schlange emporwand. Sie suchte ihn zu verscheuchen, sie flüchtete sich vor ihm zu allen guten Geistern ihres Hauses, aber verfolgte er sie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War sie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das schon ohne sie ein fertiges Leben in sich schloß? — Und eine zweite Ehe — gab es denn überhaupt eine solche? Mußte die erste, die einzige, nicht bis zum Tode Beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Gluth schlug ihr ins Gesicht; sich selbst zerfleischend griff sie nach den härtesten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Bastard würde es im eignen Vaterhause sein!

Wie vernichtet ging sie umher; ihr junges Glück und Leid trug sie allein; und wenn der, welcher den nächsten Anspruch hatte, es mit ihr zu theilen, sie besorgt und fragend anblickte, so schlossen sich ihre Lippen wie in Todesangst.

— — In dem gemeinschaftlichen Schlafgemache waren die schweren Fenstervorhänge heruntergelassen, nur durch eine schmale Lücke zwischen denselben stahl sich ein Streifen Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeschlafen, nun kam der Traum; da wußte sie es: sie konnte nicht bleiben, sie mußte fort aus diesem Hause, nur ein kleines Bündelchen wollte sie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand desselben bildeten, führte ein Pförtchen in das Freie; den Schlüssel hatte sie in ihrer Tasche, sie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettstatt auf das Kissen, und jetzt lag ihr schönes Antlitz voll beleuchtet in seinem blassen Schein. — Da richtete sie sich auf. Geräuschlos entstieg sie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorstehenden Schuhe.

Nun stand sie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schlafgewand; ihr dunkles Haar hing, wie sie es Nachts zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihre Brust. Aber ihre sonst so elastische Gestalt schien wie zusammengesunken; es war, als liege noch die Last des Schlafes auf ihr. Tastend, mit vorgestreckten Händen, glitt sie durch das Zimmer, aber sie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüssel. Als sie mit den Fingern über die auf einem Stuhle liegenden Kleider ihres Mannes streifte, zögerte sie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorstellung in ihr Raum; gleich darauf aber schritt sie leise und feierlich zur Stubenthür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flure das Schloß der Hofthür, kalte Luft blies sie an, der Nachtwind hob die schweren Flechten auf ihrer Brust.

— — Wie sie durch den finsteren Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte sie nicht; aber jetzt hörte sie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen; die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob sich ein großes Thor; mit aller Macht ihrer kleinen Hände stieß sie den einen Flügel auf; eine

öde, unabsehbare Haide dehnte sich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen, schwarzen Hunden, die in emsigem Laufe gegen sie daherrannten; sie sah die rothen Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, sie hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten sich ihre halbgeschlossenen Augen, und allmälig begann sie es zu fassen. Sie erkannte, daß sie eben innerhalb des großen Gartens stehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eisernen Gitterthür. Der Wind spielte mit ihrem leichten Nachtgewande; von den Linden, welche zur Seite des Einganges standen, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf sie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz wie sie es vorhin zu hören glaubte, erscholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, sie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine Todesangst überfiel sie. — Und wieder erscholl das Gebell.

„Nero," sagte sie; „es ist Nero."

Aber sie hatte sich mit dem schwarzen Hüter des Hauses nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Thier mit den grimmigen Hunden des

Traumes in eins zusammen; und jetzt sah sie ihn von jenseit des Rasens in großen Sprüngen auf sich zukommen. Doch er legte sich vor ihr nieder, und, jenes unverkennbare Winseln der Freude ausstoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen sie die Arme ihres Mannes; gesichert legte sie den Kopf an seine Brust.

Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schreck ihr Lager an seiner Seite leer gesehen. Ein dunkles Wasser glitzerte plötzlich vor seinem inneren Auge; es lag nur tausend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüschen. Wie vor einigen Tagen sah er sich mit Ines an dem grünen Uferrande stehen; er sah sie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den sie vorhin am Wege aufgesammelt, in die Tiefe werfen. „Komm zurück, Ines!" hatte er gerufen, „es ist nicht sicher dort." Aber sie war noch immer stehen geblieben, mit den schwermüthigen Augen in die Kreise starrend, welche langsam auf dem schwarzen Wasserspiegel ausliefen. „Das ist wohl unergründlich?" hatte sie gefragt, da er sie endlich in seinen Armen fortgerissen.

Das Alles war in wilder Flucht durch seinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hofe hinabgestürmt. — Auch damals waren sie durch den Garten von ihrem Hause fortgegangen, und jetzt traf er sie hier, fast unbekleidet, das schöne Haar vom Nachtthau feucht, der noch immer von den Bäumen tropfte.

Er hüllte sie in den Plaid, welchen er sich selbst vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte. „Ines," sagte er — das Herz schlug ihm so gewaltig, daß er das Wort fast rauh hervorstieß — „was ist das? Wie bist du hierher gekommen?"

Sie schauerte in sich zusammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort — mir träumte; o, Rudolf, es muß etwas Furchtbares gewesen sein!"

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte!" wiederholte er und athmete auf, wie von einer schweren Last befreit.

Sie nickte nur und ließ sich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückführen.

Als er sie hier sanft aus seinen Armen ließ, sagte sie: „Du bist so stumm, du zürnst gewiß?"

„Wie sollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angst um dich. Hast du schon früher so geträumt?"

Sie schüttelte erst den Kopf, bald aber besann sie sich. „Doch — — einmal; nur war nichts Schreckliches dabei."

Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück, so daß das Mondlicht voll ins Zimmer strömte.

„Ich muß dein Antlitz sehen," sagte er, indem er sie auf die Kante ihres Bettes niederzog und sich dann selbst an ihre Seite setzte. „Willst du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchst nicht laut zu sprechen; in diesem zarten Lichte trifft auch der leiseste Ton das Ohr."

Sie hatte den Kopf an seine Brust gelegt und sah zu ihm empor.

„Wenn du es wissen willst," sagte sie nachsinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Christus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr ansehen."

„In den kleinen Christus, Ines?"

„Ja, Rudolf;" und sie legte sich wie zur Ruhe noch fester in seinen Arm; „meine Mutter hatte mir

ein Bild geschenkt, eine Madonna mit dem Kinde; es hing hübsch eingerahmt über meinem Arbeitstischchen in der Wohnstube."

„Ich kenne es," sagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines."

— „O, meine liebe Mutter!"

Er zog sie fester an sich; dann sagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?"

— „Doch! Aber ich schäme mich, Rudolf." Und dann leise und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tage nur Augen für das Christkind; auch Nachmittags, als meine Gespielinnen da waren; ich schlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor seinem kleinen Munde — — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!" — Sie schwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zu einem flüsternden Hauch herabgesunken.

„Und dann, Ines?" fragte er. „Aber du erzählst mir so beklommen!"

— „Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der

Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traume aufgestanden sein; denn am anderen Morgen fanden sie mich in meinem Bette, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glase eingeschlafen."

Eine Weile war es todtenstill im Zimmer.

— — „Und jetzt?" fragte er ahnungsvoll und sah ihr tief und herzlich in die Augen. „Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?"

„Jetzt, Rudolf?" — — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals, und mit erstickter Stimme flüsterte sie angstvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verstehen konnte.

„Ines, Ines," sagte er und nahm ihr schönes kummervolles Antlitz in seine beiden Hände.

— „O, Rudolf! Laß mich sterben; aber verstoße nicht unser Kind!"

Er war vor ihr aufs Knie gesunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botschaft hatte er gehört und nicht die dunklen Worte, in denen sie ihm verkündigt wurde; von seiner Seele flogen alle Schatten

fort, und hoffnungsreich zu ihr emporschauend, sprach er leise:

„Nun muß sich Alles, Alles wenden!“

* * *

Die Zeit ging weiter, aber die dunklen Gewalten waren noch nicht besiegt. Nur mit Widerstreben fügte Ines die noch aus Resi's Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüstung ein, und manche Thräne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen sie jetzt stumm und eifrig nähte.

— — Auch Resi war es nicht entgangen, daß etwas Ungewöhnliches sich vorbereite. Im Oberhause, nach dem großen Garten hinaus, stand plötzlich eine Stube fest verschlossen, in der sonst ihre Spielsachen aufbewahrt gewesen waren; sie hatte durchs Schlüsselloch hineingeguckt; eine Dämmerung, eine feierliche Stille schien darin zu walten. Und als sie ihre Puppenküche, die man auf den Corridor hinausgesetzt hatte, mit Hülfe der alten Anne auf den Hausboden trug, suchte sie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetschirme, welche, so lange sie den=

ken konnte, hier unter dem schrägen Dachfenster gestanden hatte. Neugierig spähte sie in alle Winkel.

„Was gehst du herum wie ein Controleur?" sagte die Alte.

— „Ja, Anne, wo ist aber meine Wiege geblieben?"

Die Alte blickte sie mit schlauem Lächeln an. „Was meinst," sagte sie, „wenn dir der Storch noch so ein Brüderchen brächte?"

Resi sah betroffen auf; aber sie fühlte sich durch diese Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekränkt. „Der Storch?" sagte sie verächtlich.

„Nun freilich, Resi."

— „Du mußt nicht so was zu mir sprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder; aber ich weiß wohl, daß es dummes Zeug ist."

„So? — Wenn du es besser weißt, Mamsell Naseweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch sie bringt, der es doch schon die Tausende von Jahren her besorgt hat?"

— „Sie kommen vom lieben Gott," sagte Resi pathetisch. „Sie sind auf einmal da."

„Bewahr' uns in Gnaden!" rief die Alte. „Was

doch die Guckindiewelte heutzutage klug sind! Aber du hast Recht, Resi; wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amte gesetzt hat, — ich glaub's selber, er wird es schon allein besorgen können. — Nun aber — wenn's denn so auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wolltest du lieber ein Schwesterlein? — würd's dich freuen, Reschen?"

Resi stand vor der Alten, die sich auf einen Reisekoffer niedergelassen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernstes Gesichtchen, dann aber schien sie nachzusinnen.

„Nun, Reschen," forschte wieder die Alte. „Würd's dich freuen, Reschen?"

„Ja, Anne," sagte sie endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schwester haben, und Vater würde sich gewiß auch freuen; aber — —"

„Nun, Reschen! was hast du noch zu abern?"

„Aber," wiederholte Resi, und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne; — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!"

„Was?" rief die Alte ganz erschrocken und strebte mühsam von ihrem Koffer auf; „das Kind keine

Mutter? Du bist mir zu gelehrt, Resi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörst du? Da schlägt's Zwei! Nun mach', daß du in die Schule kommst!"

* * *

Schon brausten die ersten Frühlingsstürme um das Haus; die Stunde nahte.

— „Wenn ich's nicht überlebte," dachte Ines, „ob er auch meiner dann gedenken würde?"

Mit scheuen Augen ging sie an der Thür des Zimmers vorüber, welches schweigend sie und ihr künftiges Geschick erwartete; leise trat sie auf, als sei darinnen etwas, was sie zu wecken fürchte.

Und endlich war dem Hause ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenster; aber drinnen in dem Zimmer lag die junge Mutter bleich und entstellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verschwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf saß an dem Bette und hielt ihre schmale Hand in der seinen.

Jetzt wandte sie mühsam den Kopf nach der Wiege, die unter der Hut der alten Anne an der

anderen Seite des Zimmers stand. „Rudolf,“ sagte sie matt; „ich habe noch eine Bitte!“

— „Noch eine, Ines? Ich werde noch viel von dir zu bitten haben.“

Sie sah ihn traurig an; nur eine Secunde lang; dann flog ihr Auge hastig wieder nach der Wiege. „Du weißt,“ sagte sie, immer schwerer athmend, „es giebt kein Bild von mir! Du wolltest immer, es solle nur von einem guten Meister gemalt werden — — wir können nicht mehr warten auf die Meisterhand. — Du könntest einen Photographen kommen lassen, Rudolf; es ist ein wenig umständlich; aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennen lernen; es muß doch wissen, wie die Mutter ausgesehen.“

„Warte noch ein wenig!“ sagte er, und suchte einen muthigen Ton in seine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu sehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!“

Sie strich mit beiden Händen über ihr schwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbette lag, indem sie einen fast wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!“ sagte sie, indem sie sich völlig in den Kissen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!“

Er wollte wehren; aber schon hatte die Alte einen Handspiegel herbeigeholt und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn hastig; aber als sie hineinblickte, malte sich ein heftiges Erschrecken in ihren Zügen; sie nahm ein Tuch und wischte an dem Glase; doch es wurde nicht anders; nur immer fremder starrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer ist das?“ schrie sie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O, mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!“

Sie ließ den Spiegel fallen und schlug die mageren Hände vors Gesicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos in seiner Wiege lag und schlief; Nesi hatte sich unbemerkt hereingeschlichen; sie stand mitten im Zimmer und sah mit düsteren Augen auf die Stiefmutter, während sie schluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte sie bemerkt. „Du weinst, Nesi?“ fragte sie.

Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinst du, Nesi?“ wiederholte sie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finsterer. „Um meine Mutter!“ brach es fast trotzig aus dem kleinen Munde.

Die Kranke stutzte einen Augenblick; dann aber streckte sie die Arme aus dem Bett, und als das Kind, wie unwillkürlich, sich genähert hatte, riß sie es heftig an ihre Brust. „O Nesi, vergiß deine Mutter nicht!“

Da schlangen zwei kleine Arme sich um ihren Hals, und, nur ihr verständlich, hauchte es: „Meine liebe, süße Mama!“

— „Bin ich deine liebe Mama, Nesi?“

Nesi antwortete nicht; sie nickte nur heftig in die Kissen.

„Dann, Nesi,“ und in traulich seligem Flüstern sprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergessen werden!“

— — Rudolf hatte regungslos diesen Vorgängen zugesehen, die er nicht zu stören wagte; halb in tödtlicher Angst, halb in stillem Jubel; aber die Angst behielt die Oberhand. Ines war in ihre

Kissen zurückgesunken; sie sprach nicht mehr; sie schlief — plötzlich.

Resi, die sich leise von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schwesterchens; voll Bewunderung betrachtete sie das winzige Händchen, das sich aus den Kissen aufreckte, und wenn das rothe Gesichtlein sich verzog und der kleine unbeholfene Menschenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der still herangetreten war, legte liebkosend die Hand auf ihren Kopf; sie wandte sich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann schaute sie wieder auf ihr Schwesterchen. — —

Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsschein, und die Vorhänge an den Fenstern wurden fester zugezogen. Längst schon saß er wieder an dem Bette der geliebten Frau; in dumpfer Erwartung; Gedanken und Bilder kamen und gingen; er schaute sie nicht an, er ließ sie kommen und gehen. Schon einmal früher war es so wie jetzt gewesen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweiten Mal. Er sah wieder den schwarzen Todtenbaum aufsteigen und mit den düsteren Zweigen sein ganzes Haus bedecken. Angstvoll

sah er nach der Kranken; aber sie schlummerte sanft; in ruhigen Athemzügen hob sich ihre Brust. Unter dem Fenster, in den blühenden Syringen sang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügerischen Hoffnungen fortzuscheuchen, die ihn jetzt umspinnen wollten.

Am Nachmittage kam der Arzt; er neigte sich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte gespannt in das Antlitz seines Freundes, dessen Züge den Ausdruck der Ueberraschung annahmen.

„Schone mich nicht!“ sagte er. „Laß mich Alles wissen!“

Aber der Doctor drückte ihm die Hand.

— „Gerettet!“ — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Gesang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgefluthet. „Gerettet!“ — Und er hatte auch sie schon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erschütterung des Morgens müsse sie verderben; doch:

„Es ward ihr zum Heil,
Es riß sie nach oben!“

In diese Worte des Dichters faßte er all sein Glück zusammen; wie Musik klangen sie fort und fort in seinen Ohren.

— — Immer noch schlief die Kranke; immer noch saß er wartend an ihrem Bette. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem stillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam statt des Vogelsangs nun das Rauschen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leise an die Fenster.

„Ines!“ flüsterte er; „Ines!“ er konnte es nicht lassen, ihren Namen auszusprechen.

Da schlug sie die Augen auf und ließ sie fest und lange auf ihm ruhen, als müsse aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erst zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?“ sagte sie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!“

Er blickte sie an, und konnte sich nicht ersättigen an ihrem Anblick. „Ines,“ sagte er — fast demüthig klang seine Stimme — „ich sitze hier, und stundenlang schon trage ich das Glück wie eine schwere Last auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!“

„Rudolf! —“ Sie hatte sich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

— „Du wirst leben, Ines!“

„Wer hat das gesagt?“

— „Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat sich nicht getäuscht.“

„Leben! O mein Gott! Leben! — Für mein Kind, für dich!“ — Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; sie schlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte sein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für Eure, unsere Resi!“ flüsterte sie. Dann ließ sie seinen Nacken los, und seine beiden Hände ergreifend, sprach sie zu ihm sanft und liebevoll. „Mir ist so leicht!“ sagte sie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum Alles sonst so schwer gewesen ist!“ Und ihm zunickend: „Du sollst nur sehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber —“ und sie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die seinen — „ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und Rudolf, *ihr* süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst!“

Er sah sie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; sie soll dabei sein!“

„Und Resi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe; — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das“ — —

Er konnte nur stumm noch nicken.

„Wo ist Resi?“ fragte sie dann; „ich will ihr noch einen Gutenacht-Kuß geben!“

„Sie schläft, Ines,“ sagte er und strich sanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es ist ja Mitternacht!“

„Mitternacht! So mußt auch du nun schlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß essen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann schlaf' auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannst ganz ruhig fortgehen.“

Er blieb noch.

„Ich muß erst eine Freude haben!“ sagte er.

„Eine Freude?“

„Ja, Ines, eine ganz neue; ich will dich essen sehen!“

— „O du!“

— Und als ihm auch das geworden, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir ist, als sollte ich noch einmal in unseren Hochzeitstag hineinschlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

— Und bald war Alles still. Aber nicht der schwarze Todtenbaum streckte seine Zweige über das Dach des Hauses; aus fernen goldnen Aehrenfeldern nickte sanft der rothe Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte stand bevor.

* *
*

Und es war wieder Rosenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein lustiges Gefährte. Nero war augenscheinlich avancirt; denn nicht vor einem Puppen-, sondern vor einem wirklichen Kinderwagen stand er angeschirrt und hielt geduldig still, als Resi an seinem mächtigen Kopfe jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte sich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kissen, in denen das noch namenlose Töchterchen

des Hauses mit großen offenen Augen lag; aber schon rief Resi: „Hü hott, alter Nero!" und in würdevollem Schritt setzte die kleine Karawane sich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Rudolf und mit ihm Ines, die schöner als je an seinem Arme hing, hatten lächelnd zugeschaut; nun gingen sie ihren eigenen Weg; seitwärts schlugen sie sich durch die Büsche entlang der Gartenmauer, und bald standen sie vor der noch immer verschlossenen Pforte. Das Gesträuch hing nicht wie sonst herab; ein Gestelle war untergebaut, so daß man wie durch einen schattigen Laubengang hinangelangte. Einen Augenblick horchten sie auf den vielstimmigen Gesang der Vögel, die drüben in der noch ungestörten Einsamkeit ihr Wesen trieben. Dann aber, von Ines' kleinen kräftigen Händen bezwungen, drehte sich der Schlüssel und kreischend sprang der Riegel zurück. Drinnen hörten sie die Vögel aufrauschen, und dann war Alles still. Um eine Hand breit stand die Pforte offen; aber sie war an der Binnenseite von blühendem Geranke überstrickt; Ines wandte alle ihre Kräfte auf, es knisterte und knickte auch dahinter; aber die Pforte blieb gefangen.

„Du mußt!“ sagte sie endlich, indem sie lächelnd und erschöpft zu ihrem Mann emporblickte.

Die Männerhand erzwang den vollen Eingang; dann legte Rudolf das zerrissene Gesträuch sorgsam nach beiden Seiten zurück.

Vor ihnen schimmerte jetzt in hellem Sonnenlicht der Kiesweg; aber leise, als sei es noch in jener Mondnacht, gingen sie zwischen den tiefgrünen Coniferen auf ihm hin, vorbei an den Centifolien, die mit Hunderten von Rosen aus dem wuchernden Kraut hervorleuchteten, und am Ende des Steiges unter das verfallene Rohrdach, vor welchem jetzt die Clematis den ganzen Gartenstuhl besponnen hatte. Drinnen hatte, wie im vorigen Sommer, die Schwalbe ihr Nest gebaut; furchtlos flog sie über ihnen aus und ein.

Was sie zusammen sprachen? — Auch für Ines war jetzt heiliger Boden hier. — Mitunter schwiegen sie und hörten nur auf das Summen der Insecten, die draußen in den Düften spielten. Vor Jahren hatte Rudolf es schon ebenso gehört; immer war es so gewesen. Die Menschen starben; ob denn diese kleinen Musikanten ewig waren?

„Rudolf, ich habe etwas entdeckt!“ begann jetzt Ines wieder. „Nimm einmal den ersten Buchstaben meines Namens und setz' ihn an das Ende! Wie heißt er dann?“

„N e s i!“ sagte er lächelnd. „Das trifft sich wunderbar.“

„Siehst du!“ fuhr sie fort; „so hat die Nesi eigentlich meinen Namen. Ist's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen i h r e r Mutter erhält? — Marie! — Es klingt so gut und mild; du weißt, es ist nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder sich gerufen hören!“

Er schwieg einen Augenblick.

„Laß uns mit diesen Dingen nicht spielen!“ sagte er dann und sah ihr innig in die Augen. „Nein, Ines; auch mit dem Antlitz meines lieben kleinen Kindes soll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, auch nicht Ines — wie es deine Mutter wünschte — darf das Kind mir heißen! Auch Ines ist für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt.“ — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirst du nun sagen, daß du einen eigensinnigen Mann hast?“

„Nein, Rudolf; nur, daß du Resi's rechter Vater bist!"

„Und du, Ines?"

„Hab' nur Geduld; — ich werde schon dein rechtes Weib! — Aber" —

„Ist doch noch ein Aber da?"

„Kein böses, Rudolf! — Aber — wenn einst die Zeit dahin ist — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir Alle dort sind, woran du keinen Glauben hast, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin sie uns vorangegangen ist; dann" — und sie hob sich zu ihm empor und schlang beide Hände um seinen Nacken — „schüttle mich nicht ab, Rudolf! Versuch es nicht; ich lasse doch nicht von dir!"

Er schloß sie fest in seine Arme und sagte: „Laß uns das Nächste thun; das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und Anderen lehren kann."

„Und das wäre?" fragte sie.

„Leben, Ines; so schön und lange, wie wir es vermögen!"

Da hörten sie Kinderstimmen von der Pforte her; kleine zum Herzen dringende Laute, die noch

keine Worte waren, und ein helles „Hü!“ und „Hott!“ von Nesi's kräftiger Stimme. Und unter dem Vorspann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Beim Vetter Christian.

(1872.)

Mein Vetter Christian hatte wirklich schon mit zwanzig Jahren seine schönen blauen Augen; und doch behaupteten die Mädchen, Hand aufs Herz, daß sie ihnen völlig ungefährlich seien. Das aber kam daher, weil derzeit, was allerdings in solchem Alter selten vorkommt, die Elektricität derselben noch gebunden war; und die Ursache hiervon lag wiederum darin, daß nach des Vaters frühem Tode der Vetter zwischen zwei so überwiegend energischen Frauennaturen aufgewachsen und nach kurzen und fleißig benutzten Universitätsjahren wieder in ihre Obhut zurückgekehrt war.

Die eine derselben, seine Mutter — Gott habe sie selig! — meine gute Tante Jette, hat auch mich als Knaben einmal unter ihrer rührigen Hand gehabt, als Christian und ich uns von ihren großen Schattenmorellen eine Limonade gegen den heißen

Sommerdurst bereitet hatten; der Anderen verstand ich kunstvoll aus dem Wege zu gehen. Es war dies „die alte Caroline", welche in schon betagter Jungfräulichkeit als Kindsmagd bei dem kleinen Christian ihren Dienst im Hause angetreten, sich hier nach unbekannt gebliebenen sonstigen Versuchen noch zweimal, wiewohl ohne den gewöhnlich dabei beabsichtigten Erfolg, verlobt hatte und schließlich, nach des Hausherrn Tode, als Magd für Alles in der Familie hängen geblieben war. Die Auflösung jener Verlöbnisse sollte lediglich durch die allzu große Tüchtigkeit der Braut herbeigeführt sein, wovor, trotz des annehmlichen und bekannten Baarvermögens derselben, sowohl der letzte als der vorletzte Bräutigam zurückgeschreckt waren, welche aber demnächst bei ihrer Herrin eine desto dauerhaftere und erhebendere Anerkennung gefunden hatte.

Meine Tante Jette besaß nach ihres Mannes Tode nur ein schmales Einkommen; aber ein großes Haus. Sie hätte leicht von den leerstehenden Zimmern vermiethen können; allein sie gehörte zu den alten Geschlechtern; das ging denn doch nicht wohl. Zum Glück wurde Christian als Collaborator an

unserer Gelehrtenschule angestellt und bezog nun die oberen Zimmer, welche einst von seinem Vater bewohnt gewesen waren. Im Uebrigen blieb der Hausstand unverändert; Caroline wollte lieber auch für ihren Doctor die Arbeit mitthun, als noch so ein junges, flusiges Ding neben sich herumdammeln sehen.

Allein bald nach dem Amtsantritt ihres Sohnes begann Tante Jette zu kränkeln und konnte es sich endlich nicht mehr verbehlen, daß sie das rüstige Leben, das lustige Scheuern und Poliren, das Kochen und Einmachen mit der für sie in keiner Weise passenden ewigen Ruhe werde zu vertauschen haben. Als resolute Frau that sie indessen auch hier, was noth war. Täglich gab sie jetzt ihrem Collaborator eine Unterrichtsstunde in der praktischen Weisheit ihres Lebens, und der getreue Sohn, wenn er danach in sein Studirzimmer getreten war, unterließ nicht, diese letzten mütterlichen Rathschläge in sauberer Reinschrift zu Papier zu bringen, bis er bemerkte, daß der Cyklus geschlossen und er nach dem Ende wieder in den Anfang hinein zu gerathen beginne. Am letzten Tage vor ihrem Ende aber fügte Tante

Jette ihren Vorträgen noch gleichsam einen Epilog hinzu. „Und, Christian," sagte sie und legte alle noch übrige Kraft in ihre Stimme, „daß du mir die alte Caroline nicht von dir lässest! Die Leute sagen zwar, sie sei ein Drache; mir aber, wenn es doch einmal auf einen Vergleich hinaus soll, scheint sie, mit ihren runden Augen in dem breiten Kopfe und den Borstenhärchen unter der krummen Nase, mehr einem alten Schuhu ähnlich zu sein; und du weißt es, daß dieser Vogel in dem Haushalt der Natur eine nicht geringe Stelle einnimmt."

Und als der Vetter sie zwar ehrerbietig, aber doch mit etwas zweifelhaften Augen anblickte, setzte sie hinzu: „Nein, nein, Christian; glaub' mir's, du brauchst Eine, die dir die Mäuse wegfängt; und die alte Caroline wird das schon besorgen."

— — So war denn die Alte auch nach der Mutter Tode im Hause verblieben und ihr junger Herr befand sich leidlich wohl dabei. Denn in der That — wovon er freilich keine Ahnung hatte — sie pracherte mit Hökern und Gemüseweibern um den letzten Dreiling, sie wußte verschämte Bettler und unverschämte in Wein reisende Juden schon auf

dem Hausflur abzufangen; die Bauern, die zur Stadt kamen und die Städter mit ihrem Torf betrogen, fürchteten die Alte mehr als ihren Landvogt.

Zwar wenn der Doctor, was ihm wohl geschehen konnte, sich auf seinem Spaziergang nach der Classe über die Mittagszeit hinaus verspätet hatte, so wurden wohl die Stubenthüren etwas härter als nöthig zugeschlagen; auch flog wohl einmal nach der Suppe der Bratenteller auf den Tisch, als sei es Trumpf-Aß, das die alte Caroline vor ihm ausspielte; aber der Vetter hörte das so wenig, wie der Miethsmann eines Bäckers das Geklapper der Beutelmaschine; er befand sich im Geiste vielleicht eben auf dem Markte zu Athen und lauschte der donnernden Philippika des jungen Demosthenes, gegen den offenbar die alte Caroline nicht in Betracht kommen konnte.

Da, nach Verlauf einiger Jahre, geschah es, daß dem Doctor Zweierlei in den Schooß fiel: das Subrectorat seiner Gelehrtenschule und eine Erbschaft von einer seiner vielen Tanten. Hatte er, Dank seinem Hausdrachen, schon vorher ein hübsches Sümmchen von seinen Einkünften zurücklegen müssen, so wußte er jetzt vollends nicht mehr, wohin damit.

Das machte ihn unruhig. Er ging in seinem großen Hause umher: unten in das Wohnzimmer, wo Tisch und Stühle, die Bilder an der Wand, Alles noch so war wie zu Lebzeiten der Mutter; in die daneben liegenden Räume, die seit des Vaters Tode unbenutzt gestanden, in das Eßzimmer, dann in das kleinere Spielzimmer. Das Bild seines Vaters, des milden braunlockigen Mannes, war ihm mit einem Mal so gegenwärtig; dabei sah er sich selbst als Knaben, im grauen Habit mit runden Perlmutterknöpfchen; er half seinem Vater den Tabak für die Gäste mischen und rothe und grüne Federposen auf die Kalkpfeifen setzen, wobei oft eine linde Hand liebkosend über seine Haare strich. — Ihn überfiel, und stärker mit jedem Mal, daß er hier verweilte, eine Sehnsucht, diese Räume aufs Neue zu beleben, wenn auch die Todten nicht mehr zu erwecken seien. Die Sippschaft in der Stadt war noch so groß; fast jede Woche mußte er zu irgend einer Familiengesellschaft, war es nun in den Häusern der Verwandten oder Sommers in deren Gärten vor der Stadt. Wie hübsch mußte es sein, wie einst sein Vater es gethan, sie Alle auch nun seiner-

seits im eigenen Hause zu bewirthen! Indessen — das war sonnenklar — die alte Caroline allein vermochte das doch nicht zu leisten.

Der Vetter resolvirte sich kurz und ging zu der Großtante, der alten Frau Bürgermeisterin; und diese, nachdem er seine Sache vorgetragen, empfahl ihm zuerst eine Wittwe, die eben ihren dritten Mann begraben, und dann eine reife Jungfrau, welcher — es war himmelschreiende Sünde — die Vorsteher schon wieder den Platz im St.-Jürgens-Stifte abgeschlagen hatten. Da der Vetter jedoch bedachte, daß es in seinem Hause eigentlich an einer Caroline genug sei, so beschloß er, zuvor noch die Meinung seines Onkels, des Senators, einzuholen.

Und in der That; der Onkel wußte Besseres zu rathen.

„Ich empfehle dir,“ sagte er, „mein Pathchen, die kleine Julie Hennefeder; ihr Vater — du weißt, unser alter Comptorist — war so etwas von einem Tausendkünstler, er war der ‚Hans Michel in de Lämmer-Lämmerstract‘; er konnte machen, was er sah, ein ‚Fleuteken‘ so gut wie einen ‚Napoleon‘, und trotzdem blieb er hintenum in seiner Lämmer-

straße sitzen. Die Wittwe hat es knapp, und ich weiß, daß sie sich schon nach einem soliden Platz für ihre Tochter umgesehen hat. Das wäre ja denn so bei dir, Christian! Uebrigens, das Mädchen sieht keineswegs aus, als wenn ihr Familienname für sie erfunden wäre; im Gegentheil, sie ist ein schmuckes, voll ausgewachsenes Menschenkind und soll überdies so Manches von der Kunstfertigkeit ihres Vaters ererbt haben, was sich auch besser für ein Hausfrauchen als für einen alten Comptoristen schicken mag."

* * *

Und so setzte denn, als eben Goldregen und Syringen im Garten des Vetters sich zum Blühen anschickten, ein braunes, rosiges Mädchen zum ersten Mal den Fuß über die Schwelle seines Hauses; und der Vetter konnte nicht begreifen, weshalb auch drinnen die alten Wände plötzlich zu leuchten begannen. Erst später meinte er bei sich selber, es sei der Strahl von Güte, der aus diesen jungen Augen gehe. Die Großtante freilich schüttelte etwas den Kopf über diese gar so jugendliche Haushälterin.

und womit die alte Caroline geschüttelt, das hat der Vetter niemals offenbaren wollen.

Julie war keine schlanke Idealgestalt; sie war lieblich und rundlich, flink und behaglich, ein geborenes Hausmütterchen, unter deren Hand sich die Dinge geräuschlos, wie von selber, ordneten. Dabei, wenn ihr so recht etwas gelungen war, konnte sie sich oft einer jugendlichen Unbeholfenheit nicht erwehren; fast als habe sie für ihre Geschicklichkeit um Entschuldigung zu bitten. Ja, als einmal der Vetter ein lautes Wort des Lobes nicht zurückhalten konnte, sah er zu seinem Schrecken das Mädchen plötzlich wie mit Blut übergossen vor sich stehen und ganz deutlich glaubte er: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!" die buchstäblichen Worte aus ihrem Munde zu vernehmen. In Wirklichkeit freilich hatte er sie nicht gehört; es war nur eine Conjectur, die er aus den braunen Augen herausgelesen hatte.

Als er es später dem Onkel Senator bei einer Nachmittagspfeife anvertraute, nickte dieser und meinte lächelnd, das sei eine Inschrift, züchtig, süß und bescheiden, und wohl passend für ein junges Mädchenangesicht.

Und wie von selber belebten sich die öden Räume des Hauses. Die Fenster füllten sich mit Blumen, und unten vom Wohnzimmer in das Treppenhaus hinauf klang Morgens der helle Schlag eines Canarienvogels; aber ebenso lag auch das Tüchelchen bereit, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn der Herr Doctor noch beim Morgenkaffe seine Pensa durchnahm. Der Onkel, der jetzt öfter bei dem Vetter einsah, behauptete, das ganze Haus habe eine Wendung weiter nach der Sonnenseite hin gemacht.

Selbst die alte Caroline stand eines Tages mit eingestemmten Armen und sah den kunstfertigen Händen der „Mamsell“ zu, die eben den Studirsessel des Doctors neu gepolstert hatte und nun so flink einen blanken Nagel um den anderen einschlug. Freilich, als sie sich darauf ertappte, trabte sie eilig in ihre Küche zurück, scheltend über sich selbst und über die fingerfixe Person, die dem Nachbar Sattler das Brod vor dem Munde wegnehme.

Je weniger aber die alte Jungfrau die Tüchtigkeit und die ruhige Freundlichkeit des Mädchens verkennen konnte, desto schärfer spähte sie nach allen Seiten

aus, und bald konnte man sie gegen die Mittags-stunde zwischen ihrem Feuerherd und der auf dem Flur stehenden Hausuhr unruhig auf- und abwandern sehen. Es war unzweifelhaft, der Doctor kam niemals mehr zu spät von seinem Mittagsspaziergang; ja, er sah oft ganz erhitzt aus, wenn er anlangte; er mußte schier gerannt sein, um nur die rechte Stunde nicht zu verfehlen. Um ihretwillen, die sie ihn doch auf diesen ihren Armen getragen hatte, war noch niemals ein Tropfen Schweiß vergossen worden!

Die Lippen der Alten begannen vor sich hin zu plappern: sie schluckte, als könne sie es nicht hinunterwürgen.

Es war augenscheinlich, die Küche hatte jene Sonnenwendung des übrigen Hauses nicht mitgemacht.

* * *

Inzwischen gingen die Jahreszeiten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht; Hülsenfrüchte und Spargel waren nicht nur abgeerntet, es stand auch ein gut Theil davon in blanken Con-

serven in der Vorrathskammer; daneben reihten sich sorgsam verpichte Flaschen, voll von Stachelbeeren und von jenen saftreichen Schattenmorellen, deren beliebiger Verwendung jetzt nichts mehr im Wege stand.

Beim Brechen des Kernobstes, das der Garten in den feinsten Arten hervorbrachte, leistete diesmal der Vetter selbst den besten Mann. Kühn wie ein Knabe holte er die großen Gravensteiner Aepfel von den höchsten Zweigen. Von draußen guckten die Nachbarsbuben mit gierigen Augen über die Planke und riefen in ihrem Plattdeutsch: „Lat mi helpen, lat mi helpen. Ick kann ganz baben in de Tipp!" — Aber der Vetter brauchte die Buben gar nicht, er konnte sich allein helfen. Dagegen, in der Freude seines Herzens, warf er oftmals einen Apfel zwischen sie, worüber denn jenseit der Planke ein lustiges Gebalge sich erhob; die schönsten aber, die mit den rothgestreiften Wangen, flogen zu seiner jungen Wirthschafterin hinab, die mit vorgehaltener Schürze unter dem Baume stand. Nur war sie heute nicht geschickt wie sonst; denn ihre Augen folgten dem Vetter ängstlich auf die schwanken Zweige, und ein etwas größerer Apfel schlug ihr fast jedes Mal den

Schürzenzipfel aus der Hand. Bei dem Bücken nach rechts und links waren die schweren Haarflechten ihr herabgeglitten und hingen lose in den Nacken; nun, da der Aepfel noch immer mehr auf sie zuflogen, bat sie flehentlich um Gnade.

„Christian, mein Junge!" erscholl jetzt plötzlich die Stimme des Onkel Senators, der eben in den Garten getreten war. „Wo steckst du denn? — Beim Gott Mercurius! du scheinst nachgerade nun so jung zu werden, wie du es deinem Taufschein schuldig bist! Aber weißt du denn, daß es eben Zwei vom Thurme geschlagen hat?"

Da flog noch ein Apfel glücklich in Juliens Schürze; dann kam der Vetter selbst zur ebenen Erde. In der That, er hätte fast die Classenzeit versäumt; ja, noch immer waren seine Gedanken in den grünen Zweigen. „Was meinen Sie, Fräulein Julie," sagte er und strich sich die gelben Blätter aus den Haaren; „ich denke, um vier Uhr setzen wir die Arbeit fort! Wahrhaftig, Onkel; ich hätte nicht gedacht, daß ich so klettern könnte!"

* * *

Nun war es im November. Die Bäume waren leer, der Garten stand verödet; aber Keller und Vorrathskammer waren gefüllt; lang und traulich wurden die Abende; die viel bedachte große Familienfestlichkeit sollte nun wirklich vor sich gehen.

Als man die einzuladenden Gäste zusammenrechnete, da waren es sechzehn, die beiden Hausgenossen ungezählt; dazu ein armes Fräulein, das von der Großtante alle Weihnacht ein Liespfund Kaffee und zwei Hut Meliszucker zum Geschenk erhielt.

Zwar Caroline behauptete, es könnten nur Achtzehn an dem Ausziehetische sitzen; aber Julie sagte sehr erröthend: „Wenn der Herr Doctor es mir vertrauen wollten!“ Und der Vetter lächelte still und dachte: „Nun hat sie wieder einen ihrer klugen Einfälle!“ Dann setzte er auch den siebzehnten Gast mit auf die Liste.

Und jetzt wurde rüstig angefaßt. Caroline zankte nach Herzenslust mit Schlächtern und Fischfrauen; der Vetter holte staubige Flaschen aus seinem Weinkeller und schnitt dann wieder Fidibus und Leuchtermanschetten vom weißesten Velinpapier; der Onkel Senator mußte, weil auf dergleichen der Vetter sich

nicht verstand, einen großen Marcipan aus Lübeck verschreiben; Julie kam mit heißen Wangen bald vom Nachbar Bäcker, wo sie ihre Kuchen und Plätzchen im Ofen hatte, bald draußen vom Gärtner, der ihr für die Festtafel noch einen herbstlichen Strauß zusammensuchen mußte.

Und so war denn eines Sonntags der große Nachmittag herangekommen. Der Weg zum Hause führte durch den seitwärts daran gelegenen Theil des Gartens; aber schon mit Dunkelwerden leuchtete die über der Hausthür befindliche Laterne freundlich auf den breiten Steig hinaus.

Drinnen im Wohnzimmer, im Schein der großen Astrallampen, blinkten die Tassen und sauste schon die Theemaschine. Nebenan im Spielstübchen hatte eben der Vetter die Karten ausgebreitet und die Spielmarken zurechtgelegt, während hinter den noch geschlossenen Thüren des Eßzimmers Julie die Tafel revidirte, welche nach langen Jahren wieder einmal mit dem geblümten Damastgedeck und den schweren silbernen Leuchtern prangte.

Schon hatte es Sechs geschlagen, und der Vetter, seine goldene Taschenuhr in der Hand, durchmaß mit

unruhigen Schritten die noch immer leeren Räume. Da endlich begann draußen auf dem Flur das Schellen der Hausthürglocke; fröhliche Stimmen, junge und alte, wurden laut und — da kamen sie: der Onkel und die Tante Senator, zwei andere Tanten, zwei Vettern und zwei Muhmen und von übriger Sippschaft sieben, das arme Fräulein ungerechnet. Mitunter war es auch nur ein Windstoß, der die Hausthür aufwarf, denn der Nordwest pustete draußen gerade so viel, als es drinnen zur Erhöhung der Behaglichkeit zu wünschen war. Schließlich rollte auch noch die Klosterkutsche vor das Gartenthor, die Großtante wurde herausgehoben, und die alte Caroline, in einer großen Haube mit Rosaschleifen, kam zum Vorschein und nahm der Frau Bürgermeisterin den schweren Atlasmantel ab.

Die Gesellschaft war vollzählig. Am Theetisch in der Ecke stand die kleine, freundliche Wirthin des Hauses und drehte das Hähnchen der Theemaschine und schenkte in die Tassen; zwei junge Bäschen gingen umher und präsentirten, die eine den duftenden Trank, die andere die sämmtlich nach Familienrecepten gebackenen Kuchen. Eine Luft der Behaglichkeit war

verbreitet, daß Alles wie von selber an zu plaudern fing. Die Großtante hatte aus der Sophaecke mit ihren noch immer scharfen Augen eine Weile rings umhergesehen und nickte nun beifällig nach dem Ecktischchen hinüber. „Wie gut, mein Lieber," sagte sie und drückte dem Vetter Christian die Hand, „daß wir die Kutsche in der Stadt haben! Wie hätte ich sonst in all' dem Wetter zu dir kommen sollen!" Und Christian verstand gar wohl den Beifall, der in diesen Worten lag; und wäre es in ihrem Kreise Brauch gewesen, er würde gewiß die Hand der alten Dame geküßt haben. So aber ließ er es mit einem dankbaren Gegendruck bewenden.

Nicht lange, so saßen im Nebenzimmer die alten Herrschaften bei ihrer Whistpartie. Julie hatte soeben der Frau Bürgermeisterin ein weiches Fußkissen untergeschoben; als auch der Vetter hereintrat, um dem ehrenfesten Spiele zuzusehen, blickte der Onkel ganz schelmisch zu ihm auf. „Nun, Christian," sagte er, indem er zierlich einen neuen Stich auf die Tischplatte schnippte, „das ist heut' doch ein ander Ding, als vorigen Winter, da du immer allein da droben auf deiner Rauchkammer saßest! Und wie angenehm,"

fuhr er, inzwischen immer neue Stiche machend, fort — „unserer kleinen Hennefeder die Rosabusenschleife zu ihren braunen Flechten läßt! Im Vertrauen, Christian, noch hübscher, als deiner Caroline die Schleifen auf ihrer großen Flügelhaube. Auf alle Fälle aber ist Rosa heut' die Farbe deines Hauses; und — sieben Trick, groß Schlemm, meine Damen! Was sagst du dazu, Christian!"

Der Vetter nickte und ging vergnügt zu den Anderen, die im großen Zimmer schon am Pochbrett saßen. Es war noch ein echtes, altes, ein Erbpochbrett mit Scharwenzel, Vicebuben, Umschlag und Braut und Bräutigam. Und lustig ging es her; die Stimmen riefen durcheinander, die Rechenpfennige klirrten; die Seele des Spieles aber war ein verwachsenes ältliches Jüngferchen, welche den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte. Sie wurde, weil sie zur Erhöhung ihrer kleinen Person sich beim Sitzen einen ihrer Füße unterzuschieben pflegte, in der Familie „Lehnken Ehnebeen" genannt; und der Vetter hatte ihr einst, da er noch ein kleiner dummer Knabe war, einen gar üblen Streich gespielt. Heimlich war er unter den Tisch gekrochen,

an welchem sie mit drei anderen Damen ihr Partiechen machte. Auf einmal rief er: „Ich seh', ich seh'!" — „Was siehst du denn, mein Jungchen?" fragte sie. — „Ich seh' vier Tanten und nur sieben Beine!" Da stach Cousine Ehnebeen die Force ihrer Partnerin mit Atout-Aß und verlor darüber den Rubber.

Aber diese garstige Geschichte war jetzt längst vergessen. „Vetter Christian!" rief sie. „Es ist höchst gemüthlich bei Ihnen; Sie machen ein reizendes Haus. Aber kommen Sie flink! Ich bin just am Kartengeben."

„Um Entschuldigung, Cousine; ich bin heute ja der Wirth!" entgegnete der Vetter und winkte mit der Hand.

Da wollte eben die kleine Wirthin des Hauses, mit geleerten Kuchenkörben beladen, an ihm vorübergehen; nun aber stand sie einen Augenblick und sagte schüchtern: „Spielen Sie doch mit, Herr Doctor! Wenn Sie es mir vertrauen wollen, ich würde Alles schon besorgen."

„Gewiß, gewiß, Fräulein Julie! O, ich vertraue Ihnen sehr," flüsterte der Doctor hastig; und als er sie im Fortgehen anblickte, sah er noch, wie sie über

und über roth wurde und wie es ganz deutlich: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ in ihren jungen braunen Augen stand.

Wie aber diese Augen glänzten, als Julie draußen neben dem alten Drachen in Küche und Speisekammer hantirte, das sah der Vetter nicht mehr; denn er saß drinnen bei Cousine Ebnebeen und spielte Poch und hatte alle Wirthschaftssorgen von sich geworfen; denn — ja, das wußte er gewiß — sie waren in den allerbesten Händen. Nur Caroline musterte bedenklich die Augen ihrer jungen Vorgesetzten; und sie wollten ihr um desto schlechter gefallen, als sie auch in denen ihres Doctors schon öfters jenen ihr widerwärtigen Glanz bemerkt zu haben glaubte.

Aber der Abend rückte weiter. — Um neun Uhr öffneten sich die Flügelthüren des dritten Zimmers; und da strahlte die blumengeschmückte Tafel im hellsten Damast- und Kerzenglanz. Der Vetter bot der Großtante den Arm, der Onkel hatte sich geschickt sein Pathchen einzufangen gewußt. Zwar sie meinte, ihr geschehe zu viel Ehre, aber sie mußte.

„Heut', mein kleines Pathchen,“ sagte der Onkel, „sind Sie die Dame des Hauses und müssen schon

einmal mit mir altem Burschen fürlieb nehmen!" worüber denn die junge Dame ganz beschämt wurde und die alte Caroline, welche eben mit einer Schüssel Karpfen in die Stube trat, dem guten Herrn einen giftigen Blick hinüberschoß, den dieser jedoch, leider, nicht bemerkte. Als man indessen an den Tisch getreten war, machte Julie mit allerliebstem Lächeln einen Knix, und fort war sie; und da half es nun nicht weiter, der Onkel sah sich plötzlich neben der Großtante eingeschoben und die Tafelreihe geschlossen.

Der Vetter rieb sich vergnügt die Hände, wie er da die ganze Freundschaft so an seinem Tisch beisammen habe; er sah auch wohl, wie Julie neben der alten Caroline hie und da eine Schüssel reichte; aber beim Fischessen muß Jeder hübsch die Augen auf den Teller haben. So bemerkte er nicht einmal, daß er selbst die Karpfen wie den säuerlichen Rahmschaum stets nur von der Hand seiner alten Haustyrannin erhielt, noch weniger, wie diese ihren Schnurrbart sträubte, wenn das junge Kind sich einmal mit einer Schüssel in seine Nähe wagte.

Doch nun erschien der Braten, stattlich, als solle er das Kerzenlicht verdunkeln; und alle Augen und

Zungen waren wieder freigegeben. Feierlich stand der Vetter auf und, mit dem Messer an sein Glas klingend, hub er an: „Unsere liebe, allverehrte Großtante, sie lebe“ — — Aber er stockte plötzlich, als er in diesem Augenblick zum ersten Mal die ganze Tafelrunde überschaute. „Hm!“ sagte er. „Wo ist denn Fräulein Julie?“

Da scholl aus der untersten Ecke des Zimmers eine helle Stimme: „Hier bin ich, Herr Doctor!“ Und als er hinblickte, da saß sie dort am Katzentischchen.

„Unsere allverehrte Großtante, sie lebe hoch!“ sagte nun der Vetter.

„Hoch! Hoch!“ Und Alle standen auf und klingten mit der Großtante an, und auch Julie that es; und danach, trotz dem alten Hausdrachen, stieß sie auch noch mit dem Vetter an, und als dieser wie in freundlichem Tadel ihrer selbstgewählten Erniedrigung gegen sie den Kopf schüttelte, blickte sie ihn so demüthig und um Verzeihung flehend an, daß er darüber ganz verwirrt wurde. Denn zu seiner eigenen Verwunderung saß er schon wieder auf dem Stuhl, bevor er auch nur mit einem Schlückchen die von ihm selber ausgebrachte Gesundheit bekräftigt hatte; erst als die alte

Dame erhobenen Fingers sagte: „Aber, Christian, du meinst es doch wohl ehrlich mit deiner alten Groß-tante!" stürzte er hastig das ganze Glas hinunter.

Doch schon hatte Cousine Ehnebeen aufs Neue ihr Füßchen unten weggezogen und nahm nun in ganzer Gestalt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch. Erhobenen Glases stand sie da, und mit angenehmer Krähstimme rief sie:

„Ich bin verliebt!"

und nachdem sie sich herausfordernd im Kreise umgeblickt und Niemand gegen diese Behauptung etwas einzuwenden gefunden hatte, fragte sie mit noch nachdrücklicherem Pathos:

„Worin?"

Und als auch hierauf die Gesellschaft schwieg, ertheilte sie zur Ueberraschung Aller, welche ihren Trinkspruch noch nicht kannten, deren jedoch zufällig heute Niemand zugegen war, die gewiß befriedigende Antwort:

„In Redlichkeit und Treue!
Ein abgesagter Feind
Von aller Heuchelei!"

Es war ein schöner langer Trinkspruch; aber sie brachte ihn tapfer zu Ende und verneigte sich lustig

gegen Alle, die ihr das Glas hinüberreichten oder mit ihr anzustoßen kamen. Und das arme Fräulein ging von Lehnken Ehnebeen zu allererst an das Katzentischchen und stieß mit Fräulein Julie an und drückte dabei, wie in zärtlicher Versicherung, mit ihren mageren Fingern die kleine, feste Hand des Mädchens; nein, gewiß, sie Beide wollten keine Heuchler sein!

Noch immer heiterer wurde es; und als beim Nachtisch der große Marcipan, worauf sich das Lübeck'sche Rathhaus nebst dem ganzen Markt präsentirte, zuerst herumgereicht und dann von der Großtante zierlich zerlegt war, da befahl der Vetter, seine drei Flaschen noch vom Vater ererbten Johannisbergers aus ihrem staubigen Winkel heraufzuholen, was auf Jung und Alt den angenehmsten Eindruck nicht verfehlte, da die grimmigen Selbstgespräche, mit denen die alte Caroline die Kellertreppe hinabstapfte, hier oben gar nicht zu hören waren. Und als nun erst die Pfropfen gezogen wurden und der lang verschlossene köstliche Duft heraufstieg und das Zimmer wie mit frischer Lebensluft erfüllte, da stimmte der Onkel an:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!“

und es half den Jungen nicht, daß sie das Lied veraltet fanden; sie stimmten doch Alle mit ein, aus großem Respect vor dem Onkel.

— — Draußen auf der Gasse, auf seinen Morgenstern gestützt, stand der Nachtwächter, der alte Matthias, der immer so hell die Neujahrsnacht ansang, und hörte zu, bis das Lied zu Ende war. Dann, verwundert, was in dem sonst so stillen Hause des Doctors heute vorgehe, rief er die elfte Stunde und setzte seine Runde fort. — —

Wie aber alle Lust ein Ende nimmt, so war endlich auch auf dem großen Familienfest des Vetters der Johannisberger ausgetrunken. Schon rückte man die Stühle, als der Onkel noch einmal an sein Glas klingte: „Nicht zu vergessen unseren alten Landestrinkspruch! Lieben Freunde, up dat es uns wull gaa up unse olen Dage!“

Und auch die Jungen stießen andächtig an, als sähen auch sie den warnenden Finger, der gegen uns Alle aus der dunklen Zukunft sich erhebt. Der Vetter aber hatte die Augen nach dem Katzentischchen und dachte: „Ja, jetzt, jetzt geht's dir wohl; aber wie wird's dir gehen in deinen alten Tagen?“

„Christian, mein Lieber," sagte die Großtante leise, „das war ja heute fast wie einst bei deinem guten Vater selig."

Da stand er auf und führte die alte Dame in das Wohnzimmer zurück. Und als Alle sich „Gesegnete Mahlzeit" gewünscht hatten, erschien Caroline mit Pelzen, Mänteln und Muffen; draußen klatschte der Kutscher von dem Bock der schon längst wieder vorgefahrenen Klosterkutsche; dann begann wieder die Hausthürglocke zu schellen, die Gäste nahmen Abschied und bald waren nur noch der Vetter und Fräulein Julie in den leeren Zimmern. Sie räumten die Karten fort, legten die Teppiche zusammen und löschten die Ueberzahl der Lichter.

Dem Vetter lag es auf dem Herzen, als habe er Fräulein Julien noch was Besonderes mitzutheilen; er suchte danach in seinem Kopfe, aber er konnte es dort nicht finden. Freilich, daß sie nicht wieder am Katzentischchen sitzen dürfe, das wollte er ihr auch gelegentlich sagen; aber das war es doch so eigentlich nicht. Er rückte hier und da an einigen Stühlen, an denen nichts zu rücken war, und auch Fräulein Julie wischte schon ein ganzes Weilchen

mit ihrem Schnupftuch um nichts an einer spiegelblanken Tischplatte; endlich wünschten sich Beide gute Nacht. Die alte englische Hausuhr — sie war einst in der Continentalsperre confiscirt worden und dann noch einmal um den vollen Preis vom Großvater zurückgekauft — spielte eben vom Flur aus dreimal ihre Glockentonleiter zum letzten Viertel vor Mitternacht. Wie spät das heut' geworden war!

Als nach einer Weile draußen auf der Gasse der alte Matthias die zwölfte Stunde abrief, sah er, daß schon alle Fenster dunkel waren. Ein Weilchen stand er noch und wiegte seinen grauen Kopf. Eine Hochzeit konnt's doch nicht gewesen sein! Bei solch' einer Familie, da hätten drunten im Hafen die Schiffe doch geflaggt; auch für die Nachtwächter wäre wohl ein gutes Trinkgeld nicht gespart worden! — Und mit sich selber redend setzte der Alte seine Runde fort, bis der neue Stundenschlag ihn auf andere Gedanken brachte.

* * *

Noch ganz erfüllt von seinem gestrigen Feste und dem anmuthigen Walten seiner kleinen Hausdame

griff am anderen Morgen der Vetter nach seiner längsten Pfeife, um mit diesem erprobten Beistande in den Weg des täglichen Lebens wieder einzulenken. Als er in die Küche trat, wo er am Herdfeuer seinen Fidibus anzuzünden pflegte, traf er dort die Alte mit dem Putzen der Gesellschaftsmesser beschäftigt. Er konnte dem Drange seines Herzens nicht widerstehen; „Caroline," sagte er und that die ersten kräftigen Züge aus seiner Pfeife, „die Julie ist doch ein gutes Mädchen!"

Caroline arbeitete eifrig an ihrem Messerbrett.

„Hört Sie nicht, Caroline?" wiederholte der Doctor; „ich sage, die Julie ist doch ein sehr gutes Mädchen!"

Die Alte kniff den Mund zusammen, daß sich die Barthärchen auf ihrer Oberlippe sträubten.

„Sie denkt gar nicht an sich selber, das liebe Kind!" fuhr der Doctor rauchend und wie zu sich selber redend fort.

„Gar nicht an sich selber?" Das war der Alten doch zu viel; sie wetzte so wüthig, daß die Messer und Gabeln mit großem Geprassel auf die Fliesen stürzten.

Der Vetter, der wohl wußte, daß bei seiner alten Freundin Tag und Stunde nicht gleich seien, fragte ruhig: „Aber, Caroline, was hat Sie denn nur einmal wieder heute?“

„Ich? Ich habe nichts, Herr Doctor!“ Und sie bückte sich und warf mit beiden Händen die Messer und Gabeln wieder auf den Küchentisch. „Aber ich sage blos: lassen Sie sich nur nicht bestricken! Ja, das sage ich, Herr Doctor!“ Sie stand schon wieder vor ihrem Herrn und nickte oder zitterte vielmehr heftig mit ihrem großen grauen Kopfe.

Dieser war aufrichtig betreten, so daß er sogar die Pfeife beim Fuß gesetzt hatte; dann aber fragte er nachdenklich: „Bestricken, Caroline? Was meint Sie mit Bestricken?“

„Da kann man viel damit meinen!“ erwiederte die Alte unverfroren.

„Das freilich, Caroline; aber hat denn Sie keine bestimmte Meinung?“

„Ich habe so *meine* Meinung, Herr Doctor; und wenn meine Augen auch alt sind, so sehen sie doch mehr, als manche junge Augen!“

„Nun, nun, Caroline!“ — Der Doctor verließ

die Küche und ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Julie eben den Kaffee in seine Tasse schenkte; sie sah ganz rosig aus in ihrem Morgenhäubchen. Rauchend schritt er ein paar Mal auf und ab; dann, als falle ihm das plötzlich schwer aufs Herz, blieb er vor dem Mädchen stehen und sagte: „Bekennen Sie es nur, Fräulein Julie, Sie haben gewiß manchmal Ihre Noth mit unserer guten Alten?“

Aber Julie sah ihn mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer jungen braunen Augen an. „Wir vertragen uns schon, Herr Doctor,“ sagte sie; „wer sollte mit alten Leuten nicht Geduld haben?“

Da schlug es an der Hausuhr Acht; der Doctor mußte eilen, daß er in die Classe kam.

* * *

Die Wochentage liefen hin. Aber mit jedem Tage wurde es dem Vetter deutlicher, daß er an einer innerlichen Unruhe leide, deren Ursache er jedoch vergebens zu erforschen strebte. Seine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, sein Haus war besser bestellt als je zuvor, und auch sein Gewissen — so

viel glaubte er behaupten zu können — war im Wesentlichen unbelastet. Mitunter fiel ihm ein, wenn er nur einmal recht weit von hier könnte! Wenn nur die Weihnachtsferien erst da wären, so wollte er fort zu einem Universitätsfreunde, und bei dem das Fest verleben. Aber wenn er dann der Sache näher nachdachte, so überkam es ihn immer wie eine Trostlosigkeit, auch nur einen Tag anderswo als im eigenen Hause zuzubringen. Es war höchst sonderbar.

Freilich, wenn er die alte Caroline gefragt hätte, die würde ihm Bescheid gegeben haben. Sie kannte die Krankheit mit allen ihren möglichen und unmöglichen Folgen und hatte sogar eben erst ein neues Symptom derselben entdeckt. Ja, statt wie sonst um höchstens elf Uhr, ging jetzt der Doctor meistens erst um Zwölf nach seinem im Erdgeschoß belegenen Schlafzimmer. So lange saß er oben auf seiner Studirstube; er verachtete den Schlaf, den er sonst so sehr geliebt hatte. Und die alte Caroline verstand es, ihre Schlüsse zu machen! Sie übersprang dabei wahre Abgründe; ja, sie erstieg, was nie von einem Akrobaten noch gesehen worden, mit Behen-

digkeit die höchste Leiter, welche auf ihrer eigenen Nase balancirte, und stand dann schwindellos und triumphirend auf der obersten Sprosse. O, die alte Caroline!

Und nun geschah es am Freitag Vormittage, daß sie, wie gewöhnlich, eine Flasche frischen Wassers nach der Stube der „Mamsell“ hinauftrug. Aufräumungslustig, wie immer, blickte sie umher; und da kein anderer Gegenstand sich ihren Augen darbot, so nahm sie, damit dem dringenden Triebe doch in etwas Genüge geschehe, ein auf der linken Seite der Thür hängendes Kleid der Mamsell, um es auf den Haken an der rechten Seite der Thür zu hängen. Dabei fiel aus der Tasche des Kleides ein zusammengefaltetes weißes Schnupftuch, das sie an den Namensbuchstaben sofort als das unzweifelhafte Eigenthum des Doctors, ihres Herrn, erkannte.

Was bedeutete das? Wie kam das Tuch hierher, in die Tasche der Mamsell? Sie starrte darauf hin, daß ihr die runden Augen aus dem Kopfe traten. Plötzlich fiel ein schneidendes Licht auf den Gegenstand ihrer Betrachtung; der Großtürke — ja, das hatte ihr Brudersohn, der Schiffer, einmal erzählt —

wenn der aufs Freien wollte, so schickte er vorher sein Schnupftuch an das junge Frauenzimmer! Und ihr Herr, der Doctor, er rauchte türkischen Tabak, er hatte vergangenen Sommer türkische Bohnen im Garten gezogen, er war überhaupt sehr für das Türkische! — Eine Vorstellung jagte die andere im Hirn der braven Alten. Herr, du des Himmels! Das Zimmer hier war ja nur durch die kleine Kramstube, in der auch die Mamsell ihre Commode stehen hatte, von dem Studirzimmer des Doctors getrennt, und die Verbindungsthüren waren allzeit unverschlossen! Die Alte schauderte. Der Doctor kannte die Welt nicht; wenn es wirklich nun zu einer Hochzeit käme! Mit einer Person, die aus gar keiner Familie war! — „Hennefeder“ hieß sie; sie konnte eben so gut „Hahnewippel“ heißen oder sonst dergleichen, was nirgendwo zu Haus gehörte — die sie heute noch betroffen hatte, wie sie einen Weinjuden in das Wohnzimmer complimentirte, dem man es bei seinem Fortgehen vom Gesichte ablesen konnte, daß der Doctor sich wieder ein theures Fäßchen hatte aufschwatzen lassen! Aber sie, die alte Caroline, wollte ihre Augen offen haben!

Nachdem sie so mit sich aufs Reine gekommen war, steckte sie das verdächtige Schnupftuch wieder in die Tasche des Kleides und ging hinab in ihre Küche. Aber den ganzen Tag war sie wie hintersinnig und statt des Kaffeekessels setzte sie die Bratpfanne auf den Dreifuß.

Mit dem Abend steigerte sich ihre Unruhe. Als die Uhr halb Elf geschlagen hatte, hörte sie die Mamsell die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer gehen; der Doctor war schon seit Neun in seiner Studirstube. Mehrmals trat sie aus der Küche in den Hausflur; aber immer pickte die große Uhr so laut, daß sie nichts vernehmen konnte. Endlich schlich sie die Treppe hinauf und legte ihr Ohr zuerst an die Stubenthür der Mamsell — da hörte sie es drinnen von Frauenkleidern rauschen; dann an die Stubenthür des Doctors — da konnte sie deutlich hören, wie der Vetter seinen Pfeifenkopf am Ofen ausklopfte.

Sie stieg wieder hinab; sie wollte warten, bis ihr Herr in sein Schlafzimmer gegangen wäre. Zitternd und frierend, die Arme in ihre Schürze gewickelt, saß sie neben dem kalten Herde auf dem

hölzernen Küchenstuhl; aber die Uhr schlug Zwölf, und es rührte sich noch immer nichts. Da hielt sie sich nicht länger; sie war es seiner seligen Mutter schuldig; ja, sie hatte ihn selber mit erzogen; wieder stieg sie die Treppe hinauf, und als dort Alles still blieb, öffnete sie resolut die Thür des Studirzimmers. — Da saß der Doctor in seinem bunten Schlafrock und rauchte aus seiner türkischen Pfeife. Kein Buch, kein Schreibwerk lag vor ihm, er rauchte blos; die Studirlampe war ausgethan, das Licht, mit dem er in sein Schlafgemach zu gehen pflegte, brannte auf dem Tische mit einer langen Schnuppe. Das Alles war höchst verdächtig.

Als ihr Herr sie gar nicht zu bemerken schien, trat sie an den Tisch und putzte das Licht.

Da sah der Vetter auf. „Mein Gott, Caroline, was will Sie denn?"

„Ich wollte nur sagen, Herr Doctor, daß Ihre Schlafstube unten zurecht sei."

„Das glaube ich wohl, Caroline; aber was ist denn eigentlich die Uhr?"

„Es ist nach Mitternacht, Herr Doctor!"

„Mitternacht? Aber, was wandert Sie bei Ihrem

Alter denn so spät im Hause herum! Geh' Sie doch schlafen, Caroline!"

„So!" dachte die Alte; „also das ist's! Ich muß erst fort sein in meine Bodenkammer!" Und laut setzte sie hinzu: „Ich war unten in der Küche eingenickt; aber ich will nun schlafen gehen. Gute Nacht, Herr Doctor!"

„Gute Nacht, Caroline."

Mit harten Tritten stieg sie die Bodentreppe hinauf und klappte dann eben so vernehmlich die Thür ihrer Kammer auf und zu. Sie hatte aber nur das mitgebrachte Licht hineingestellt. Sie selber tappte zwischen den umherstehenden Kisten und sonstigem Hausgeräth auf den dunklen Boden hinaus. Als sie mit der Hand einen Bettschirm fühlte, der noch von der letzten Krankheit der seligen Frau hier oben stand, huckte sie nieder und legte das Ohr auf den Fußboden; der Schirm, das wußte sie, befand sich gerade über der kleinen Kramstube.

Es blieb Alles still; nur die türkischen Bohnen, die zum Trocknen reihenweise an aufgespannten Fäden hingen, raschelten im Nachtzuge, der durch die Ritzen des Daches fuhr. Draußen von der nahen Kirche

schlug es Eins. — Der große Kopf der Alten wurde immer schwerer in der unbequemen Lage; lange war es nicht mehr auszuhalten. Da — was war das? Wie ein Blitz schlug es ihr durch alle Glieder; sie hatte unter sich die eine Thür der Kramstube knarren hören; aber in demselben Augenblick — denn ihre Beine waren zuckend hintenaus gefahren — stürzte auch der Bettschirm mit Gepolter auf sie herab. Mit dem Kopfe hatte sie die Tapetenbekleidung durchstoßen, und er steckte nun darin wie in einem mittelalterlichen Folterbrette. Eine Katze sprang von einem nebenstehenden Schrank und pustete sie an.

„Pust' nur!" sagte die Alte. „Ich werde auch pusten!"

Sie hatte genug gehört; und noch dazu, einen heilsamen Schreck mußte es denen da unten doch gegeben haben; bis morgen würde der schon vorhalten und — übermorgen, da sollte vorher schon noch was Anderes passiren! Noch einmal horchte sie, und da nichts sich hören ließ, zog sie behutsam ihren Kopf heraus und kroch zurück in ihre Kammer.

Aber die Pläne, einer noch gewaltsamer als der andere, die ihren Kopf durchkreuzten, ließen sie nicht

schlafen. Zehnmal warf sie ihr Kopfkissen herum, sie zerwühlte ihr ganzes Bett und wußte bald nicht mehr, ob sie in der Länge oder in der Quere lag. Als endlich der erste Dämmerschein durch die kleinen Fensterscheiben fiel, saß sie, wirklich einem Schuhu nicht unähnlich, zusammengekauert im Fußende des Bettes. Die Spitze ihrer krummen Nase zuckte auf und ab, die Augenlider mit den grauen Wimpern schossen gichterisch über die offenstehenden Pupillen. Es sah überhaupt aus wie in einem Eulenneste; in der Kammer umher lagen die Bettfedern wie von kleinen zerrissenen Vögelchen. Aber die alte Caroline war fertig mit ihrem Plane. „Der gerade Weg der beste!“ brummte sie und stieg — so weit waren ihre Gedanken über die nächsten Dinge hinaus — mit dem linken Bein zuerst aus ihrer Bettstatt.

— — Als Julie am Morgen in die Küche kam und das kümmerliche Aussehen der Alten bemerkte, fragte sie dieselbe theilnehmend, ob sie etwa keine gute Nacht gehabt habe?

Caroline, die am Tische bei ihrem Frühstück saß, pustete erst ein paar Mal in den heißen Kaffee; dann,

als spräche sie es nur gegen die Wände, aber mit deutlicher Betonung sagte sie:

„Es hat Mancher schon eine schlechte Nacht gehabt, der doch mit Ehren seinen Kopf aufs Kissen legte.“

„Nun, das thut Sie ja gewiß, Caroline,“ erwiederte das Mädchen lächelnd; „aber Sie hat es vielleicht auch oben bei sich spuken hören?“

„Ich dachte, es hätte unten gespukt!“ sagte die Alte, ohne aufzublicken.

„O, das war ich, Caroline; ich holte noch etwas aus der Kramstube.“

„Um Glock' Eins? Ich meinte, die Mamsell sei schon um halb Elf nach ihrem Zimmer gegangen!“

„Aber ich besserte noch an meinen Kleidern.“

Die Alte nickte. „Ja, die Mamsell hat auch eine recht ordentliche Mutter, und auch eine recht sittsame Mutter, die ihren Kindern gewiß kein schlecht Exempel giebt.“

„O, niemals, Caroline! Ich habe eine gute Mutter.“ Julie fühlte eine Anzüglichkeit des Tones heraus, aber sie sann vergebens nach, wohin das ziele.

Mittlerweile hatte die Alte ihre Tasse zurückge-

schoben und griff schon wieder nach Schaufel und Feuerzange.

„Ich hab' heute Vormittag noch einen Gang zu thun," sagte sie, indem sie frischen Torf ins Herdloch warf; „nicht für mich, es ist um anderer Leute willen. Die Kartoffeln sollen auch schon vorher geschält sein."

„Gewiß, Caroline; Sie wird ja nichts darum versäumen."

„Nein," sagte die Alte, „es soll, so Gott will, nichts versäumt werden."

Und richtig, nach kaum einer Stunde hatte Caroline, welche sonst fast nie das Haus verließ, ihren großen schwarzen Taffethut aufgebunden; und so, einen blau carrirten Regenschirm unter dem Arm, sah Julie von dem Wohnstubenfenster aus sie die Straße hinabsegeln.

Eine Weile später schaute auch Juliens junges Antlitz aus einem schwarzen Sammethütchen, und nachdem sie der Scheuerfrau, die auf dem Flur ihr Sonnabendswerk verrichtete, das Nöthige anempfohlen hatte, verließ sie ebenfalls das Haus und trat bald darauf in eine am Markt gelegene Ellenwaaren-

handlung. Als der Ladendiener mit seinem verbindlichen „Was steht zu Diensten“ sich zu ihr hinüberbeugte, legte sie das verhängnißvolle Schnupftuch auf den Ladentisch: „Das Dutzend ist unvollständig geworden; Sie haben doch noch mit solcher Kante?“

Er hatte noch mit solcher Kante, und mit fliegenden Fingern war das Tuch abgerissen und eingewickelt.

Nein, sie hatte sonst nichts zu befehlen; sie war schon wieder draußen, froh über das hergestellte Dutzend, ihren Einkauf in der Tasche. Ein Weilchen stand sie und blickte die lange Straße hinauf, bei sich bedenkend, ob sie noch eine „Stippvisite“ bei ihrer Mutter wagen dürfe, die droben in einer Quergasse wohnte. Nun aber sah sie von dort die alte Caroline in die Hauptstraße einbiegen und in voller Arbeit mit Regenschirm und Taffethut nach dem Markt herunter steuern. Ein Lächeln flog über das Gesicht des Mädchens. „Nein, nein!“ sagte sie bei sich selber; „nun geht's nicht, nun wird mit allen Händen angegriffen!“ Und munter schritt sie die Marktstraße hinab, dem Hause des Vetters zu, das

jetzt ja ihre Heimath war. Sie bemerkte dabei gar nicht, daß ein kleines Schutzengelchen mit weißen Schwingen, lächelnd, wie sie vorhin gelächelt hatte, auf dem ganzen Wege über ihrem Haupte flog.

* * *

Oben in seinem Studirzimmer saß der Vetter im Vollgefühl des freien Sonnabendnachmittags, eine Tasse Kaffee neben sich, die Zeitung vor der Nase. Freilich las er nicht allzu eifrig, denn unter ihm im Wohnzimmer saß jetzt, wie er wußte, das treffliche Mädchen und nähte seinen Namen in das neue Schnupftuch; ja, selbst der Lehnstuhl, worin er saß, war von ihrer kleinen Hand gepolstert. Das Alles kam ihm zwischen seine Zeitung.

Da that sich die Thür auf; Caroline trat herein und meldete die Madame Hennefeder.

„Führen Sie die Frau Hennefeder zu ihrer Tochter!" sagte der Vetter.

„Aber sie wünscht den Herrn selber zu sprechen!" Und in der rauhen Stimme der Alten glänzte so etwas, das den Vetter stutzen machte.

Er blickte von seiner Zeitung auf. „Warum sieht

Sie denn so vergnügt aus, Caroline?“ fragte er. „Sie hat ja ganz blanke Augen!“

„Ich bin nicht vergnügt, Herr Doctor.“

„Nun, so bitte Sie Madame Hennefeder sich herein zu bemühen!“

Die kleine runde Frau, welche draußen vor der Thür gewartet hatte, wurde fast mit etwas liebender Gewalt von Caroline in des Vetters Studirzimmer hineingeschoben. Sie schien in großer Aufregung, die künstlichen Kornblumen unter ihrem Hute zitterten heftig; auf des Vetters Einladung, Platz zu nehmen, setzte sie sich nur auf die eine Ecke des angebotenen Stuhles.

Caroline warf der offenbar verzagten Frau einen halb ermuthigenden, halb unwilligen Blick zu, aber es gab keinen Vorwand zu längerem Verweilen. Sie ging hinaus, schlurfte die paar Schritte bis zur Treppe und blieb dann wieder unschlüssig am Geländer stehen. Noch einmal und aus purer Neugierde horchen, das wollte sie denn doch nicht! Die Madame Hennefeder, der sie den ganzen Umstand aufgeklärt hatte, würde ja schon den Mund aufthun; sie war sonst als eine tapfere Frau bekannt, sie werde ja auch hier kur=

zen Proceß machen und das Mädchen aus dem Hause nehmen. — Aus diesen Gedanken wurde die Alte durch den scharfen Klang der Glocke aufgeschreckt, die, aus des Doctors Zimmer führend, jetzt gerade über ihrem Kopfe läutete.

Als sie nach einer Weile hereintrat, da saß Frau Hennefeder und hatte beide Augen voll Thränen; der Herr Doctor stand noch, den Griff des Klingelzuges in der Hand. „Frau Hennefeder,“ sagte er, „läßt Fräulein Julie bitten, zu uns herauf zu kommen.“

Caroline suchte in dem Gesicht ihres Herrn zu lesen. Wie stand die Sache? Es war etwas in den Augen ihres kleinen Christian, das ihrer und der mütterlichen Erziehung Hohn zu sprechen schien. Aber es half nichts, sie mußte den erhaltenen Auftrag ausrichten. Und bald darauf flog ein junger elastischer Tritt die Treppe hinauf und verschwand oben in des Vetters Studirzimmer; die alte Caroline blieb im Unterhause und wanderte unstät, viel unverständliche Worte bei sich murmelnd, zwischen Küche und Hausflur auf und ab.

Da stürmte es die Treppe herunter. Es war der

Doctor; sie sah ihn noch eben die Hausthür hinter sich zuwerfen; dann war er fort und sah nicht einmal, wie seine alte Caroline stumm und rathlos auf ihrem Küchenstuhl zusammensank. Denn eilig schritt er die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links und dann in das Haus des Onkel Senators. Ohne anzuklopfen trat er in dessen Privatcomtoir.

„Christian, mein Junge," sagte der alte Herr, indem er von seinen Büchern aufblickte, „was hast du? — Bist du es denn aber auch selber? Du strahlst ja wie die Morgensonne!"

„Ich weiß nicht, Onkel; aber ich habe dir etwas Außerordentliches mitzutheilen."

„So setze dich auf diesen Stuhl!"

„Nein, Onkel, ich danke; es ist nicht zum Sitzen."

„Nun, so kannst du stehen! Ich aber darf doch wohl in meinem Schreibstuhl bleiben. So — und nun rede, wenn du magst!"

Der Vetter holte ein paar Mal recht tief Athem.

„Du weißt es, Onkel," begann er dann, „ich bin eigentlich ein verwöhnter Mensch; mein seliger Vater —"

„Ja, ja, mein Junge, das war ein guter Mann; aber was denn weiter?“

„Dann, Onkel, war bis vor wenigen Jahren noch meine Mutter da, und als die starb — siehst du! auch die alte Caroline hat es immer gut mit mir gemeint.“

Der Onkel sprang von seinem Sitze auf und legte beide Hände auf des Vetters Schultern. „Christian,“ sagte er, „du bist eine Seel' von einem Menschen! Aber, was denn nun noch weiter?“

„Nur, Onkel, daß ich heute ein vollständiges Glückskind geworden bin! Die Frau Hennefeder —“

„Was? Auch die, mein Junge?“

„Aber, so höre doch nur! Frau Hennefeder, sie kam vorhin zu mir; sie wollte mich persönlich sprechen; aber ich weiß noch diese Stunde nicht, was die gute Frau eigentlich von mir gewollt hat; zwar wir sprachen allerlei zusammen, doch ich bin gewiß, daß wir uns Beide nicht verstanden haben. Dann aber sagte sie seltsamer Weise, und ich habe noch immer nicht begriffen, wie sie dazu veranlaßt werden konnte, von solchen Dingen zu mir zu reden, — sie könne ja nicht erwarten, sagte sie, daß ich eine Tochter von mei-

nes Onkels Comptoiristen heirathen werde, was denn doch offenbar nur auf Julie verstanden werden konnte."

„Nein," sagte der alte Herr mit schelmischer Trockenheit, „das konnte sie freilich nicht erwarten."

Der Vetter stutzte einen Augenblick. „Doch, Onkel," sagte er, „sie konnte es erwarten. Denn ich für mein Theil hatte nun genug verstanden. Heirathen! Julien heirathen! Siehst du, Onkel, wie ein Sonnenleuchten fuhr es mir durch's Hirn; das war es ja, was mir trotz dreistündigen Rauchens gestern Nacht nicht hatte einfallen wollen. Ein rechter Uebermuth des Glückes überfiel mich; ich zog resolut die Klingelschnur, und auf mein Ersuchen trat nun Julie selbst ins Zimmer."

„Und das Mädchen hat dir keinen Korb gegeben, Christian?"

„Doch, beinahe, Onkel!" erwiederte der Vetter, und ein Lächeln der vollsten Lebensfreude überzog sein hübsches Antlitz; „denn als ihre Mutter jene heikle Frage an sie that, nämlich, ob sie meine, des Subrectors Christian, Ehefrau werden wolle, da schlug sie die Augen nieder und stand, mir zum höchsten

Schrecken, eine ganze Weile stumm und wie betäubt; nur ihre kleinen Hände falteten sich in einander. Dann aber, zu meinem Glücke, öffneten sich ihre Lippen und: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben," tönten aus dem rosigen Thore ihres Mundes zwar leise, aber in entzückender Deutlichkeit jene Worte, die ich bisher nur in stummer Schrift in ihren lieben Augen gelesen hatte. Und nun — wenn auch Alles fest und unwiderruflich ist für die kurze Ewigkeit dieses Lebens, mein lieber alter Onkel, so frage ich dich doch: Hast denn du etwas dagegen?"

„Ich? Nein, mein Junge!" Und der alte Herr schloß seinen Neffen fest in seine Arme. „Aber, Christian, was werden die Großtante und die alte Caroline dazu sagen?"

* * *

Die Großtante, in Folge der geschickten Vermittelung des Onkels und des Wohlgefallens, das sie an dem Mädchen schon vordem gefunden hatte, sagte freilich nicht allzu viel. Bedenklicher war es auf der anderen Seite; denn während Obiges im Hause des Onkels geschah, stand in des Vetters Küche die

kleine runde Madam Hennefeder, die Augen noch immer in Freudenthränen schwimmend, vor der alten Caroline, deren beider Hände sie sich bemächtigt hatte, und rief Eins über das Andere: „Alles in Ehren, Caroline, Alles in Ehren!“ und dankte ihr in überströmenden Worten für ihre freundschaftlichen und rechtzeitigen Bemühungen in dieser delicaten Angelegenheit.

Die Alte sagte gar nichts; nur ihr großer Kopf begann allmälig und immer gewaltsamer zu zittern und zu nicken, als würde er durch im Innern heftig arbeitende Gedanken in Bewegung gesetzt, welche vergebens die Erlösung des lebendigen Wortes suchten. Die gute Madame Hennefeder wurde von der unheimlichen Vorstellung befallen, die alte Caroline könne sich am Ende noch den schweren Kopf vom Rumpf herunternicken. Allein plötzlich hatte diese ihre Sprache wieder gefunden. „So,“ sagte sie, „so wird man aus dem Hause gestoßen! Aber mein Abschied ist heute noch geschrieben!“

— — Er wurde nicht geschrieben. War es nun die Macht der Thatsachen oder die Liebe für ihren kleinen Christian und für die Wände seines

Hauses, die alte Caroline blieb als zwar grimmiger, aber getreuer Hausdrache auf ihrem Posten. Eine Zeit lang waltete sie sogar wie einst allein im Hause; denn Julie war, bürgerlicher Sitte gemäß, in die Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt, bis sie der ihres Mannes übergeben würde.

Dann, im wunderschönen Monat Mai, im Hause des Onkels, gab es eine Hochzeit. Mit Goldregen und Syringen war das Haus geschmückt, auf allen Wänden lag der Frühlingssonnenschein; im Hafen flaggten alle Schiffe. Und Niemand war vergessen; Küster und Organisten, Nachtwächter und Armenvogt, Alle hatten ihren silbernen Freudengruß empfangen; an der Hochzeitstafel aber waltete zur besonderen Genugthuung des Onkels und aus aller Dienerschaft hervorragend, die alte Caroline in ihrer Rosaflügelhaube. Die Braut durfte keine Schüssel aus einer anderen, als aus ihrer Hand empfangen; weiter jedoch dehnte sich ihre Gunst nicht aus; die kleine Madame Hennefeder, die strahlend an des Onkels Seite saß — sie gönnte ihr alles Gute; im Uebrigen — das konnte Niemand von ihr verlangen!

— — Und die Stunden flogen. Und war die

Nacht; drüben in der anderen Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adam's Bäume vor tausenden von Jahren, so schien auch heute noch der Mond.

Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle seines Hauses überschritt, hörten sie draußen von der Gasse den alten Matthias singen:

„Wie schön ist Gottes Welt,
Und jedes seiner Werke!“

* * *

Vier Jahre sind seitdem verflossen. In dem alten Hause springt jetzt zwischen Christian und Julien ein kleinerer Vetter über Trepp' und Gänge, ein allerliebster Bursche. Freilich ist er nicht ganz wie seine Mutter, denn er bittet nicht immer und hat oft sehr viel dagegen. Auf der alten Caroline reitet er sogar, wie Amor auf dem Tiger; man sieht es leicht, er hat sie ganz und gar gezähmt. Es thut ihr gut, der Al=

ten, daß sie ihren Ueberwinder gefunden hat, sie ist ganz heiteren Gemüths geworden; ja, wenn die Sonne in das Küchenfenster scheint, so kann man mitunter von dort aus einen grunzenden Gesang vernehmen, der zu dem Sausen des Theekessels keine üble Begleitung macht.

— — Aber es ist acht Uhr! Frau Julie erwartet mich an ihrem Theetisch; ich soll ihr beistehen gegen ihren Mann, damit er sich nicht auch noch in die Volksbank wählen lasse. Er wird ihr gar zu regsam, der Vetter, er hat seine Augen und Hände jetzt allenthalben. Frau Julie in ihrer Herzensunschuld ahnt vielleicht nicht, daß sie der Urquell dieses Lebens ist; aber, nichts destoweniger, für ein paar Abende der Woche meint sie doch das Recht auf ihren Mann zu haben.

Und also, lieber Leser, gehab' dich wohl!

— —

Storm's gesammelte Schriften.

Theodor Storm's gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1889.

Theodor Storm's



Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.



Inhalt
des achten Bandes.

Die neuen Fiedel-Lieder.

(1872.)

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einsamen Wirthshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenkrabbelmaschine seinen Spleen ausgeniest hatte, nur noch seine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser

in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuscripte anhub: „Hans Fideldum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts.“

Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver“, aus dem du einst zu Lübeck in deinem altväterischen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weihevollster Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphilosophie“, die nach deiner Versicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Theil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten ist aufgegangen, selbst dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt“ pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und dein treuester, bis ans Ende hülfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im Walde, warst du noch hoffnungsreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hattest du neben ernsteren Studien auch jenes Märchen hingeschrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fideldum, den du allein nicht zu decken wußtest, wurde die Beisteuer der Freunde in Anspruch genommen. Geibel hatte aus seinem Reichthum schon gegeben; dann schrieb auch ich die kleinen „Fiedel-Lieder", wie sie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte stehen.

— — Und die Veranlassung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt sie vor mir, frisch aus der Presse wie aus dem Herzen: „Die Lieder jung Werner's aus Scheffel's Trompeter von Säckingen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff." — „Wer klappert von dem Thurme seltsamen Gruß mir? Horch!" — Hell und jung ist mein ganzes Haus geworden, seitdem diese herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen sind sie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgesucht und

damit gerade an der Stelle wiederum zu streichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgesetzt hatte.

Dir aber, Meister Ludwig, dem Lebenden, dessen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, lasse ich die frischen Blätter zufliegen. Nimm sie hin nebst jenen alten, die der todte Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich dich klingen machen kann, wie du es mir gethan hast.

Und nun horch' auf, wie sie gehen!

Die neuen Fiedel-Lieder.

1.

Lang und breit war ich gesessen
Ueber'm schwarzen Contrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunct.

Hei! da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchschreit' ich deine Hallen,
Hoher kühler Waldesdom.

Und ich streich' die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das singt!“

Doch am Horizonte steiget
Eines Städtchens Thurm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig' ich dort mein Stücklein vor?

— — —

2.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezogen
Und sie geben frischen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Thore
Strich ich leis' mein Spielwerk an;
Wie sie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele singt die Weise,
Meine Geige klingt sie nach.

Trotzig hadern noch die Burschen;
Bald doch wird es still im Kreis;
Erst ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbst die Bäume säuseln leis.

Zauber hat sie all' befangen;
Und ich weiß, wie das geschah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehst du selbst, Frau Musica!

3.

Glaubt' ich doch, sie wär' es selber,
— Was nur das Gedanken sind! —
Die Frau Musica vom Himmel;
Und nun ist's ein Erdenkind!

Gestern, da sie stand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und sie nickt' und sprach in Züchten:
„Grüß Euch Gott, Herr Musicus!“

Zwar ich wußt', Marannle heißt sie,
Und sie wohnt am Thore nah;
Doch ich hätt's nicht können lassen,
Sprach: „Grüß Gott, Frau Musica!“

Was sie da für Augen machte;
Und was da mit mir geschah!
Stets nun klingt's mir vor den Ohren:
Musicus und Musica!

———

4.

In den Garten eingestiegen
Wär' ich nun mit gutem Glück —
Wie die Fledermäuse fliegen!
Langsam weicht die Nacht zurück.

Doch indeß am Feldessaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab' ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel schon gestimmt.

Sieh, dein Kammerfenster blinket
In dem ersten Morgenstrahl;
Heller wird's, die Nacht versinket;
Horch! da schlug die Nachtigall!

Schlaf' nicht mehr! Die Morgenlüfte
Rütteln schon an deiner Thür;
Rings erwacht sind Klang und Düfte,
Und mein Herz verlangt nach dir.

Zu des Gartens Schattendüster
Komm' herab, geliebtes Kind!
Nur im Laub ein leis' Geflüster
Und verschwiegen ist der Wind.

5.

Sind wir nun so jung beisammen
In der holden Morgenfruh;
Süßes, rosenrothes Mündchen,
Plaudre, plaudre immerzu!

Organiste sollt' ich werden
An dem neuen Kirchlein hier? —
Kind! Wer geigte dann den Finken
Feiertags im Waldrevier?

Doch du meinest, Amt und Würden,
Eigner Herd sei goldeswerth! —
Machst du mich doch schier beklommen;
So was hab' ich nie begehrt.

Was? Und auch der Stadttrompeter
Starb vergangne Woche nur?
Und du meinst, zu solchem Posten
Hätt' ich just die Positur? —

Hei! Wie kräht der Hahn so grimmig!
Schatz, ade! Gedenk' an mich!
Mach' den Hahn zum Stadttrompeter!
Der kann's besser noch als ich.

6.

Musikanten wollen wandern;
Ei, die hielte mich wohl fest!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirth, vom Rothen;
Dann ade, du trautes Nest!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geist der Heimathsonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musicanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

7.

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wandrer mir entgegen.
„Bring' dem Städtchen meinen Gruß!

Und am Thore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter schaut herfür,
Bring' ihr diese wilde Rose,
Grüß' sie einmal noch von mir!" —

Weiter geht's und immer weiter!
Ach, noch immer denk ich dein!
Vor mir stehn im Duft die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendschein.

Einsam werden Weg' und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken seh' ich kreisen —
Ueber mir schon raüscht der Wald.

8.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun ist der Tag herum;
Da schweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Haidelerch' noch oben singt
Ein Stück zu allerbest;
Die Amsel schlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Nest, zu Nest.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein.

9.

Morgen wird's! Am Waldesrande
Sitz' ich hier und spintisir';
Ach, jedweder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von dir!

Vielen ging ich schon vorüber;
Nimmer wünscht' ich mich zurück;
Warum flüstern heut' die Lüfte:
Dies Mal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Thauestropfen
Fallen auf mein heiß' Gesicht —
Sanct Cäcilia! Solch' Paar Augen
Sah ich all' mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organiste!
Wär's denn wirklich gar so dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf' nur, Kukuk, dort im Walde!
Siehst sobald mich nun nicht mehr;
Denn in Puder und Manschetten
Schreit' ich ehrenfest einher.

Golden spielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! Bald bist du da.
Hei! Wie lieblich soll es klingen:
Musicus und Musica!

10.

Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lind'baum vor der Thüre
Ist lust'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter
Die mit dem Kindlein da,
Das ist in alle Wege
Die blond' Frau Musica.

Der jung' frisch' Stadttrompeter
Bläst eben grad' vom Thurm;
Er bläst, daß nun vergangen
All' Noth und Wintersturm.

Die Schwalb' ist heimgekommen,
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläst er heut' vom Thurme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand,
Und gieb uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land!

Husum, im Juli 1872.

Zerstreute Capitel.

I.

Der Amtschirurgus. — Heimkehr.

(1870.)

Allerlei Seltsames war in der alten Stadt. In der alten, sage ich; denn seit der große Brand ihre Treppengiebel verzehrt und die Eisenbahn den Arm nach ihr ausgestreckt hat, ist sie jünger geworden, als sie es in meiner Jugend war.

Damals, wenn Unwetter in der Luft drohte, ließen wir uns das nicht, wie anderwärts, durch ein Wetterglas prophezeien, auch nicht durch einen Laubfrosch, der die Leiter in seinem Glase hinabkletterte, sondern durch einen alten Amtschirurgus, der die Treppen der drei Rathhausböden hinaufstieg und dann aus der obersten Giebelluke über die Stadt hinausprophezeite. Zwar betrafen seine Worte nicht zunächst das Wetter; vielmehr pflegte er sich dann als Kronprinzen von Preußen zu proclamiren und hinterher allerlei Verwünschungen über die höchsten Würdenträger der Stadt herabzurufen; aber wir

Eingeborenen wußten Bescheid, ein Sturm aus Nordwest war gewiß im Anzuge. Oft habe ich aus dem engen Steinhofe eines Nachbarhauses hinaufgeschaut, wenn das breite rubinrothe Gesicht mit dem weißgepuderten Haarschopf droben aus dem Rathhausgiebel hinausfuhr, und mit Wonne die ungeheuren Aufrichtigkeiten eingesogen, die der aufgeregte Redner mit beiden Armen aus der Bodenluke hervorarbeitete. Es war dies allerdings nicht das geeignetste Mittel, um in einem jungen Herzen den Respect vor den Autoritäten des Staatskalenders groß zu ziehen, und ich habe später oft darüber nachdenken müssen, was der Mann nicht alles in mir zerstört haben mag. — Ob im Grunde genommen nicht der Amtschirurgus klarer sah als die Leute unten in der Stadt, die ihn für einen Narren hielten? — Nur so viel ist gewiß: auch wir Gesunden sehen die Dinge nicht, wie sie sind; uns selber unbewußt webt unser Inneres eine Hülle um sie her, und erst in dieser Scheingestalt erträgt es unser Auge, sie zu sehen, unsere Hand, sie zu berühren.

Ich glaube nicht, daß unser Amtschirurgus der Kronprinz von Preußen war; aber er war vielleicht

ein Prinz jenes weit entlegenen, aber viel größeren und schöneren Reiches, in welchem Aschenbrödel einst den Thron bestieg. Bestimmtes über seine Herkunft kann ich nicht berichten; denn er war lange vor meiner Geburt aus der Fremde eingewandert. Seit seine Denkweise von der der anderen guten Bürger in so Anstoß erregender Weise abzuweichen begonnen hatte, und, wie es hieß, sogar die Kehle eines hohen Beamten unter seinem Scheermesser in Gefahr gerathen war, hauste er, ich weiß nicht in Folge welches Abkommens, auf den wüsten Böden des Rathhauses, die er weder Sommers noch Winters verließ. — Dennoch konnte man sein Leben kein ungeselliges nennen; nur etwas seltsam mochte, wenigstens dem oberflächlichen Beobachter, die Gesellschaft erscheinen, die er bei sich sah. Da er nämlich auf menschlichen Besuch nicht eingerichtet war, so hatte er dafür desto traulichere Beziehungen mit den großen Ratten der benachbarten Brauerei angeknüpft; und er stand sich dabei um nichts schlechter.

Die meisten Leute in der Stadt kannten von dem Amtschirurgus nur noch die Stimme, wie sie an düsteren Novembertagen in der Luft über ihren

Köpfen laut wurde; mich aber hatte schon lange die Neugierde geplagt, dies geheimnißvolle Leben einmal in unmittelbarer Nähe zu betrachten; auch wußte ich von meiner dicken Freundin, der Rathskeller-Wirthin, daß der Amtschirurgus, wenn die Geister des Sturmes ihn nicht beunruhigten, ein gar wohlanständiger alter Herr sei. Und so schlich ich denn an einem sonnigen schulfreien Nachmittage die engen Wendelstiegen hinauf, bis ich endlich durch die Bodenthür in den untersten der weiten unbenutzten Räume eintrat. Es war todtenstill, von dem Wirthschaftsleben drunten im Keller drang kein Laut herauf; überall jene bekannte Bodendämmerung; nur hie und da durch die kleinen Dachfenster fiel ein Lichtstrahl mit emsig tanzenden Sonnenstäubchen. Dort hinten in der dunklen Ecke sah ich eine Stiege, die durch einen Ausschnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war. Eine seltsame Beklommenheit befiel mich, und ich wollte schon ganz leise meinen Rückzug nehmen; da hörte ich hinter mir eine Thür aufklinken, und als ich mich umwandte, stand eine aufrechte breitschultrige Gestalt vor mir, und ein stattliches Burgundergesicht

mit vollem weißen Haarschopf schaute aus kleinen zugeschnürten Augen gelassen auf mich herab. „Nun, mein Söhnchen,“ — er sprach es aber: Sehnchen — „was hast denn du zu bestellen?“ Diese Worte wurden mit einer auffallend zarten Tenorstimme an mich gerichtet, und ich wollte eben wohlgemuth eine Antwort geben, als zum Unglück mein Blick in die offene Thür einer Kammer fiel, und ich drinnen eine ganze Reihe halb geöffneter spiegelblanker Scheer=messer an dem Balken hängen sah. Aber schon legte sich beschwichtigend eine große Hand gar sanft auf meinen Kopf: „Warte nur, mein Sehnchen; wir sollen wohl meine Hausthierchen einmal zu Gaste laden!“

Ich blickte auf, vermochte aber nur durch ein stummes Nicken mein Einverständniß zu erkennen zu geben; der Mann sah mir so alterthümlich vornehm aus, und es war plötzlich, ich weiß nicht wie, in meinem Knabenhirne fertig, daß der Amtschirurgus, wenn auch kein Prinz, so doch wenigstens ein in Ungnade gefallener Kammerherr sein müsse. Der blaue Kleidrock mit dem aufrechtstehenden Kragen und den blanken Knöpfen, zwischen dessen Schößen

der goldene Schlüssel nicht übel gepaßt hätte, mochte ein Wesentliches zu dieser Vorstellung beitragen. Freilich, en grande tenue habe ich ihn auch später nie gesehen; seine hellgrauen Pantalons waren über den Knöcheln zugebunden, und seine Füße steckten immer in großen Lederpantoffeln, wenn er, die Hände auf dem Rücken, in seinem öden Reiche promenirte.

Damals war übrigens zu langen Betrachtungen keine Zeit gelassen; denn der Amtschirurgus begann jetzt in scharfem Tempo den Marsch des alten Dessauer zu pfeifen. Unter dieser Musik stieg er die Treppe zu dem zweiten Boden hinan, und während ich ihn so immer weiter bis unter das Dach hinaufpfeifen hörte, wurden über mir alle Böden nach und nach lebendig, überall hörte ich es rascheln und an dem Holzwerk herunterhuschen, kleine Kalkstückchen fielen mir vor die Füße, und hie und da zwischen Pfannen und Sparren fuhr ein grauer Rattenkopf hervor und lugte wie suchend mit den blutschwarzen Augen umher, während an der anderen Seite der kahle Schwanz herabhing. Meine Gegenwart schien hier keinen Zwang zu thun; denn bald begann es dicht neben mir immer emsiger auf den

Fußboden herabzuplumpen, bis endlich ein ganzer Haufen von glatten grauen Pelzen durch einander wimmelte. Und jetzt verbreitete sich auch der eigenthümliche Dunst, den die Ratte an sich hat, so daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Mittlerweile hatte der Amtschirurgus seinen Marsch vollendet und war mit einer Brodschnitte in der Hand herangetreten. Einen Augenblick wurde es ruhig, und die sämmtlichen Köpfchen hoben sich empor; sobald aber der erste Brocken zwischen sie fiel, fuhr Alles wieder quietsend und beißend in einen Haufen zusammen. Nur eine Ratte mit lichtgrauem Fell, es mochte eine junge sein, war nicht unter dem Wirrsal; sie hob sich auf den Hinterfüßchen, ließ die Vorderpfötchen hängen und sah erwartungsvoll zu ihrem Meister auf. Alsbald auch begann dieser eine neue musikalische Figur zu pfeifen; die Ratte huschte über den Fußboden und saß im Nu in derselben zuwartenden Stellung auf der Lehne einer zerbrochenen Holzbank; und der Amtschirurgus trat dicht an sie heran. — Sie kannten sich wohl, das fremde unheimliche Thier und der einsame alte Mann; sie blickten sich traulich in die Augen, als

hätten sie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterschiedslos für alle Creatur aus dem Urquell des Lebens springt. Und jetzt nahm der Alte ein Krüstchen Brod zwischen seine Lippen, und sein Lieblingsthier lief an ihm herauf, erfaßte es mit den zierlichen Pfötchen und saß gleich darauf wieder auf der zerbrochenen Bank, behaglich knuspernd und dann und wann einen Blick auf seinen großen menschlichen Freund werfend, der lächelnd daneben stand.

Ehe ich fortging, führte der Amtschirurgus mich noch in seine Kammer, wo die blanken Scheermesser mich nun nicht mehr erschreckten. — Es war nur ein Bretterverschlag, den man von dem großen Boden abgetheilt hatte; darin stand ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett; das war Alles. Ein Ofen war nicht darin; und wenn im Januar die „hahnebüchene" Kälte bei uns einzog, so mußte der Amtschirurgus auch den Tag über im Bette bleiben, und er lag dann, wie mir die Rathskellerwirthin später erzählte, so tief darin vergraben, daß nur die bläuliche Burgundernase und die kleinen Augen über der rothcarrirten Bettdecke hervorsahen. — Allein es war

auch dann so übel nicht in seiner Kammer; denn die Wände waren ganz mit jenen hübschen Bilderbogen bedeckt, wie wir Aelteren sie in unserer Kinderzeit für einen Schilling uns beim Krämer holen konnten. Derzeit, vor der Erfindung des Steindrucks, war noch jeder Bilderbogen ein illuminirter Kupferstich und zum mindesten ein halbes Kunstwerk, und der Amtschirurgus wußte wohl, was er that, als er mit dieser Tapete seine Bretterwand bekleiden ließ. Da sah man außer dem Affen- und dem Ritterspiel jenen berühmten Bilderbogen von der verkehrten Welt, wo die Bauern von den Ochsen auf die Weide getrieben werden, und der Schulmeister von den Schuljungen die Ruthe bekommt; da war ferner ein Bogen mit kleinen Landschaften in runden Schildern, hier eine Heuernte, über der so lustig die gelbe Sommersonne schien, dort ein Vogelheerd mit dem alten Vogelsteller im tiefen grünen Walde; lauter trauliche Orte für den Amtschirurgus; denn ich zweifle nicht, daß er sich dieselben Bilder ausgesucht hatte, für welche einst in seiner Knabenzeit seine ersparten Dreier zum Krämer gewandert waren. Und so, während draußen auf den wüsten Böden die Bretter im Froste krachten,

während das Trinkwasser vor seinem Bett gefror, und durch die bereiften Dachfenster das kalte Dämmerlicht des Winters in seine Kammer fiel, führte er seine Augen an den Wänden spazieren und wandelte vergnügt in seinem Kindheitsgarten, wo er einst gewandelt, da er noch nicht der Kronprinz von Preußen und der Wetterprophet unserer grauen Stadt gewesen war.

* * *

Aber es gab noch andere Unterhaltungen für den alten Herrn. — Unter seinem ersten Bodenraum befand sich der große Rathhaussaal, in welchem nicht nur unsere heimischen Komödianten zuweilen ihre Gerüste aufschlugen, sondern wo auch wir Primaner alljährlich um Michaelis von einem hohen Katheder herab mehr oder minder selbstverfertigte Reden hielten. Von allem diesen bekam der Alte seinen stillen Antheil. Denn wenn unten — und das geschah unfehlbar jedesmal — die Begeisterung die Luft allzusehr erhitzt hatte, dann wurde in der Bretterdecke des Saales eine Luke ausgehoben, und alsbald vom Rande der Oeffnung glänzte das rothe Gesicht des Amtschirurgus theilnehmend zu uns herab.

Es war immer ein großer Tag, diese „Redefeierlichkeit". Wir konnten damals noch nicht am eignen Tische frühstücken und in Hamburg zu Mittag essen; Alles blieb deshalb hübsch zu Hause, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es schmackhaft und kosteten es aus bis auf den letzten Tropfen. — An jenem Tage standen die Häuser der Honoratioren wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte sie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide saßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünsammtenen goldbefranzten Bordüre; den Männern blieben nur die hintersten Bänke, oder sie standen an der Wand unter den großen Bildern vom jüngsten Gericht und vom Urtheil Salomonis. Wer hätte auch zu Hause bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Person von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch diese Pflicht, besonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen", welche nach einem Maßstabe von Wein und Kuchen in „fette" und „magere" zerfielen, wurden von dem Primus Classis streng nach der An-

ciennität vertheilt. Die Einladungen selbst enthielten nur unsere Namen und die Thematen unserer Vorträge; aber dessen ungeachtet waren es keine öden Listen, wovon es heutzutage an allen Ecken wimmelt; unser alter Rector — möge der allverehrte Greis noch lange seiner fruchtbringenden Muße genießen! — wußte durch eine feine Abtönung auch diesen Dingen einen munteren Anstrich zu geben. Denn während der Erste nur „redete", suchte der Zweite schon „auszuführen", der Dritte „vertiefte sich in", der Vierte „verbreitete sich über"; und so arbeitete Jeder in seinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich schon damals in einigen Versen gesündigt hatte? Ich, selbstverständlich: „besang". — „Matathias, der Befreier der Juden", so hieß meine Dichtung, welche der Rector mir ohne Correctur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurück gab, er sei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieselte mich so etwas von einer exclusiven Lebensstellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher getragen haben. — Freilich, unser Schultisch war derzeit nur mit geistiger Hausmannskost besetzt: wir kannten noch nicht den bunten

Krautsalat, der — „Friß Vogel oder stirb!“ — den heutigen armen Jungen aufgetischt wird Ich habe niemals Kaviar essen können, und — Gott sei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung“ essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsere Jugend; der Fundamentalsatz aller Oekonomie: „Was kostet es dir, und was bringt es dir ein?“ fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung. — Leider muß ich bekennen, daß auch die deutsche Poesie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben war; und dieser Geschmack war äußerst unerheblich. Unseren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts gesehen als einmal Ludwig Tieck's Portrait auf dem Umschlage eines Schreibbuches. — Nichtsdestoweniger dichtete ich den „Matathias“.

Und endlich kam der große Tag. Während draußen vor der Kirche die Buden zum Michaelis-Jahrmarkte aufgeschlagen wurden, war oben in unserem Rathhaussaale die Redefeierlichkeit schon in vollem

Schwunge. Die an den Fenstern entlang postirte Liebhabercapelle hatte schon einige Pausen mit entsprechenden Walzern und Ecossaisen ausgefüllt; nun aber begann ein feierlicher Marsch, und mir klopfte das Herz; denn ich hatte ihn bestellt, als Ouvertüre zum Matathias. Dort stand auch mein würdiger Freund, der Doctor, derzeit Primaner und Mitglied des „Dilettantenvereins", und noch hübscher, als er redete, blies er die Clarinette; heute aber leistete er das Außerordentliche. Da plötzlich, noch ein heroischer Accord, und oben auf dem Katheder stand ich in dem lautlosen Saale, die erwartungsvolle Menge unter mir. Wie durch einen Schleier sah ich noch die Dilettanten ihre Clarinettenschnäbel mit den Taschentüchern putzen; ein Blick nach oben zeigte mir am Rande der Deckenöffnung das leuchtende Gesicht des Amtschirurgus, der wie ein umgekehrter Sixtinischer Engelskopf zur Erde statt zum Himmel blickte: dann:

„O Söhne Juda's, rächt der Väter Schmach!"

— — Zum Unglück für den Leser ist das Gedicht verloren gegangen, und mein Gedächtniß vermag dem Schaden nicht mehr abzuhelfen; doch kann ich versichern, daß es ohne Anstoß zu Ende gebracht

wurde. Und das war keine Kleinigkeit; denn unter den Zuhörerinnen hatte ich ein Paar wohlbekannte vergißmeinnichtblaue Augen entdeckt, die mit dem Ausdruck zarter Fürsorge auf mich gerichtet waren. Ich kannte solche Klippen nur zu wohl; war es mir doch in meiner vorjährigen Rede „über den Untergang der Staaten" begegnet, daß ich in denselben Augen eine ganze Weile, alle Feierlichkeit vergessend, hängen blieb, wodurch denn eine allen übrigen Zuhörern unbegreifliche Kunstpause entstanden war. Diesmal aber, und das von Rechtswegen, half mir der Gott Israels. Denn dort hinten, unter dem Urtheile Salomonis, erschien mein Freund, der jüdische Handelsherr aus unserer Nachbarstadt, und nickte mir zu und lächelte mich an; und der Geist meiner heutigen Sendung erfüllte mich wieder, ich sah nicht mehr in die vergißmeinnichtblauen Augen, sondern auf die goldenen Uhrberloques, die an dem behäbigen Leibe des jüdischen Mannes funkelten; und für ihn eigentlich habe ich diese Rede gehalten.

„Dein Stern ging unter, Juda's Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel."

Das waren meine letzten Worte für den Matathias. Als ich das Katheder verlassen und mich nach dem alttestamentarischen Bilde durchgedrängt hatte, nahm der Urenkel desselben schweigend und mit sanftem Druck meinen Arm in den seinen, und wir stiegen mit einander die schmale Wendeltreppe hinab bis unten in den Rathskeller und tranken dort in altem Madeira auf das Gedächtniß des unsterblichen Matathias und auf die Gesundheit seines jungen sterblichen Dichters. Dann, da die Redefeierlichkeit für den Vormittag beendet war, gingen wir auf den Markt hinaus und setzten uns im Lindenschatten vor einem Hause auf den Beischlag. Uns gegenüber im Sonnenschein wurde eine Bude nach der anderen aufgeschlagen; aber der sonst so eifrige Handelsmann, obgleich er noch nicht einmal sein herkömmliches Tuchgeschäft mit meinem Vater gemacht hatte, wandte kein Auge auf dieses werktägige Treiben. Von meiner Rede ausgehend hatte er mich, wie er es liebte, in allerlei religiös moralisches Gespräch verwickelt: „Was soll's!“ rief er mit den scharfen Accenten seines Volkes, „ich sage bloß: Thue Recht und scheue Niemand!“ — Bald darauf schien er indessen durch den jetzt vom

nahen Kirchthurm tönenden Schlag der Viertelsglocke an die Kostbarkeit der Zeit erinnert zu werden; denn, als wolle er alle grauen Theorien von sich schütteln, stand er plötzlich auf und klopfte mich zärtlich auf die Schulter. „Komm nun!" sagte er schmunzelnd; „woll'n wir gehen, und woll'n noch betrügen ein bischen den Alten!"

Aber das war nur dein Scherz, mein alter Freund; ich kann nicht anders, als es dir in dein Grab nachsagen, worin du nun seit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarstadt ruhst, daß du meinem Vater gewiß gutes niederländisches Tuch zu den christlichsten Preisen verkauft hast. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die du dem Knaben einst erwiesest, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich deinem Volke stets bewahrte, und die mir auch der schmutzigste Schacherjude nicht hat stören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachstehenden Verse gedichtet, welche freilich von meinem Freunde Alexander, da ich sie ihm noch warm aus dem Herzen vortrug, mit der kurzen Kritik: „Auch eine Auffassung!" ganz und für immer abgefertigt sind:

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält' Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch, die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

* * *

Aber ich kann so nicht weiter schreiben. Durch das offene Fenster weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem sprießenden Syringenbaum steht plötzlich meine Muse, die ich so lange nicht mehr sah. Sie legt den schönen ewig jugendlichen Kopf zurück und sieht mich an; schimmernd liegt die Frühlingssonne auf ihrem goldig blonden

Haar. Soll ich noch einmal deine träumerischen Wege wandeln? – Aber, wenn du mich zur Höhe führst, und nun dein Fuß von der festen Erde auf die rosigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauschenden Schwungfedern sind schon gebrochen, und mächtiger als sonst fühl' ich die Erde mich zu sich niederziehen. — Doch, wer könnte diesen Augen widerstehen? So gehen wir denn! Streich' mit deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann sage mir: wie war es doch?

— — Ich war wieder in der kleinen Küstenstadt, in der ich einst die Tage meiner Jugend lebte. Weit dahinter lag jene Zeit, unabsehbar weit; denn es giebt Gräber, über die hinweg der Blick in die Vergangenheit unmöglich wird. Dennoch hatte es mich dahin zurückgezogen; in allen Jahren, die ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brausen des heimathlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde fern gehalten hatte. — Nun hörte ich es wieder, das

Wiegenlied des Meeres; am Tage wanderte ich hinaus an seine Küste und ließ die Wellen zu meinen Füßen rauschen, des Nachts klang es hinüber in die schlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahinrauschten. Wie oft stand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von diesen Accorden des Schöpfungsliedes erfüllen!

Ich entsinne mich eines Spätherbstnachmittages; so ungestört war ich seit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erste Novembersturm hatte die Gassen leer gefegt. Ich sah mir die Häuser an und gedachte ihrer einstigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische „Heureka" zum Gruß entgegenrief. — Heureka — Gefunden! — ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat?

Und drüben jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben; — die Tonner des Frühlings-

ungewitters sind längst verhallt, die ich in lauer düfteschwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist sie geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grause Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen.

Ich will zum Kirchhofe gehen; es stillt die Unruhe, in den Blättern dieses grünen Stammbuches zu lesen. Auf dem Wege dahin sieht hie und da ein übrig gebliebener Treppengiebel vertraut auf mich herab. Ob droben in der Tertia der nun abgesetzten „Gelehrtenschule" das halbzerschnittene Pult noch steht, vor dem ich einst „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" so weltvertrauend declamirte? Mir ahnte damals noch nicht, daß die Redlichkeit nur soweit geübt werden dürfe, als sie nicht verboten ist. Jetzt

weiß ich es und begreife nur nicht, warum man die Kinder Dinge lernen läßt, die ihnen später so gefährlich werden können.

Aeußerst schmucklos waren jene alten Räume; höchstens, daß hie und da eine aus Strafgeldern zusammengesparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die Schöne griechischer Götterbilder, noch andererseits jenes cäsarische Wesen, in dem Bilde des jemaligen Herrschers der aufstrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegen zu halten. Aber jenseits der schmalen Straße in dem Hofe der damaligen Propstei stand derzeit ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der Tertia und der danebenliegenden Secunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos, oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rothgesprenkelten Blüthenkerzen, die aus den jungen lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren. Aber weiter, — weiter! Hier noch den kurzen Baumgang hinab, und schon sehe ich die Todtenkränze an den Kreuzen wehen und die weißen Bänder flattern.

Die Ulmen an der Seite des Kirchhofes ächzen und schlagen ihre nackten Zweige an einander, wie der Sturm ihnen die letzten Blätter abreißt und sie weithin über die Gräber wirft. Wie wüst dort im Nordwest das Meer am Horizonte aufsteigt! Ich lese die Inschriften der Leichensteine: „Du warst, wirst sein, wirst nie vergehen, nie Todesraub."

Ueberall dies unheimliche Wehren gegen die Vernichtung; nur hier der alte aufrechte Stein trägt einen anderen Spruch:

Het Liden hier geleden,
Het Striden hier gestreden,
Ick was het Leven möd;
Ick zegg Adies min Vrienden,
Gy zelt mi niet mer vinden;

— — — — — —

Das Uebrige bedeckt die Erde.

Es ist sehr einsam hier; — doch nein, da stehe ich ja an deinem Grabe, alter ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit. Wie lange ist es her, daß wir unter den blühenden Apfelbäumen deines elterlichen Gartens auf dem widerspenstigen Esel Schule reiten wollten! Mir ist, als sei das nur ein

Capitel aus einer sonnigen Idylle, die ich in schöner Jugendzeit gelesen. Etwas später war es — wir waren schon Studenten — da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall schlenderten. Als in der Dämmerung die Frösche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legtest du die Hand auf meinen Arm und sagtest andächtig: „Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!“ Freilich, du warst ein Sohn unserer Küste, und selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß. Aber, daß dir auch der Frosch, der Sänger unserer Marschen, plötzlich fremd geworden war, das mußte mich billig Wunder nehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß du die seltsamen Worte nur gesprochen hast, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem sonst nichts war, als Frieden in der Natur und in unseren jungen Herzen. — Das Pfeifen ganz anderer Vögel war es, die dir bei Idstedt dein letztes Schlummerlied gesungen haben, und mit Andacht lese ich auf deinem Grabe den Spruch aus

dem Evangelium Johannis, den, wie ich anderswo berichtet habe, auch der alte Landschullehrer auf seines Knaben Grabstein hauen ließ: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Für seine Freunde; möge das dein Loos gewesen sein!

Und hier stolpere ich über den Hügel unseres Amtschirurgus; der Nordwest, der jetzt den Sand von seinem Grabe bläst, beunruhigt ihn nicht mehr. Ich war ihm noch begegnet nach meiner Heimkehr; aber schon damals hatte er seine großen Räume verlassen und begnügte sich mit einem Winkel in dem städtischen Krankenhause. Seine Seltsamkeiten hatten abgeblüht, und er war nur noch ein müder abgebrauchter Mensch, gleich allen Uebrigen, die dort der Ewigkeit entgegenträumen. Hier auf der Bank am Kirchhofssteige saß er und wärmte seine Glieder in der Frühlingssonne. Als ich ihn begrüßte, stand er auf, und ich sah, wie das Alter seine hohe Gestalt gebeugt hatte. „Und was ist aus Ihren trefflichen Katzen geworden?“ So fragte ich, nachdem die üblichen Reden eines ersten Wiedersehens zwischen uns gewechselt waren. Ich hatte eine unverharrschte

Wunde berührt; aus seinen kleinen Augen blickte er wehmüthig auf mich herab, indem er mit seinem Stock im Sande scharrte: „Sie wissen ja; die große Brauerei nebenan; — vergiftet! alle vergiftet!“ Und er schlich von dannen mit einem Seufzer über die schöne alte Zeit; denn wie Freund Mörike sagt:

„Doch besser dünkt ja Allen, was vergangen ist.“

Aber wo bist denn du, Ludwig? Ich lebe noch, und schon finde ich dein Grab nicht mehr. Wir waren gute Kameraden; hab' ich doch einst, da wir auf dem Lübecker Gymnasium unserer Schulbildung die letzte Politur geben ließen, meine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit du in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauspielhause besuchen konntest! Mit dem Bambusrohr und der Pillenschachtel stapftest du wacker im Saale umher; und als der spanische Grande dich wegen der Donna Ines consultirte, die zart und schmächtig an seinem Arme hing, da versichertest du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an den Würmern leide; was dir seltsamer Weise mehr Entrüstung als Dank von dem Gemahl der hohen Patientin eintrug. — Auch eine Maskerade war es, die wir Beide

wenige Jahre später in unserer grauen Küstenstadt veranstalteten. Dein Name stand neben dem meinigen auf dem Einladungsbogen; aber als der Abend des Festes herangekommen war und die Masken sich durch einander drängten, die du mit mir berufen, da hattest du dich so tief vermummt, daß dich Niemand zwischen ihnen zu finden vermochte; und auch später bist du niemals wieder zum Vorschein gekommen. — —

Aber es wird schon dämmerig; mir ist, als höre ich zwischen dem Brüllen des Sturmes das gewichtige Wort des alten Jobst Sackmann, das bei jeder Wiederkehr immer dröhnender ins Gehör fällt: „Wo is he bleven? — Wo is he bleven? — Mortuus est!“

Ich will nach Hause gehen. Die eiserne Kirchhofsthür fällt klirrend hinter mir ins Schloß; die lange Straße, die nach meiner Wohnung führt, ist noch so öde wie zuvor. Aber dort sehe ich eine weibliche Gestalt mit dem Winde kämpfen; und wie wir uns einander nähern, bemerke ich mit Verwunderung, daß sie einen maigrünen Sonnenschirm in der Hand hält. Unter einem lila Seidenhütchen mit

Blumen hängen lange braune Locken auf die Schultern herab. Und jetzt erkenne ich sie! In meiner Erinnerung taucht ein Erkerfenster auf mit Reseda und Geranienstöcken, hinter denen ein junges Mädchen an einer Stickerei zu sitzen pflegte. Wie tief zogen wir Primaner unsere Mützen, um einen Aufschlag dieser Augen, ein Erröthen dieses frischen Antlitzes zu erhaschen! — Auch jetzt ziehe ich den Hut. Ein ältliches maskenartiges Gesicht verzieht sich zu einem verbindlichen Lächeln, und mit altjüngferlichem Knix geht die Gestalt an mir vorüber.

* * *

O meine Muse, war das der Weg, den du mich führen wolltest? Die sommerlichen Haiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht?

Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.

II.

Lena Wies.

(1870.)

Aber an deinem niedrigen Häuschen kann ich nicht so vorübergehen, du liebreiche Freundin meiner Jugend, die du wie Scheherezade einen unerschöpflichen Born der Erzählung in dir trugst. — Ich will eine Gänsefeder nehmen; die weiße Fahne soll nicht gestutzt werden, und das gesellige vogelartige Gezwitscher, das sie, ihres Ursprungs eingedenk, beim Schreiben hören läßt, soll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dies zu deinem Gedächtniß niederschreibe.

Noch stehen die steinernen Bänke vor dem Hause, noch die gemalten Schwarzbrode, das Zeichen des Betriebes, auf dem einen Fensterladen; und, wenn man die Hausthür mit den dicken grünen Glasscheiben aufstößt, so schellt die Glocke, und hinten im Backhause läßt „Perle" seine Stimme erschallen;

denn — der Hund ist todt; es lebe der Hund; der Hund stirbt nicht! — Aber es ist nicht mehr der „Perle" meiner Jugend.

Wie manchen Herbst- und Winterabend bin ich nach diesem kleinen Hause gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, gerannt! — Es gab damals in unserer Stadt noch keine Straßenbeleuchtung; aber desto mehr Gespenster; „es übte vor", es „jankte" draußen im „Austrom", im Schlosse wurde Nachts eine kleine braune Frau gesehen. Und das Alles wurde mit jedem Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenstrecke, die in jener Straße zu passiren war. Hatte ich glücklich das Haus erreicht, so stürzte ich fast die Thür ein; die Glocke läutete, hinten im Backhause riß Perle an der Kette und erhob ein wüthendes Gebell.

Athemlos stand ich vor dem kleinen hitzigen Gesellen, der nun freudewinselnd an mir aufstrebte. Kräftig dufteten die frischen Roggenbrode, welche reihenweise auf den Wandgestellen lagen; und nebenan in der offenen Kammer stand die alte Mutter Wies am Backtroge, mit dem Ansäuern des Teiges für

den morgenden Tag beschäftigt. Im Backhause selbst drängte sich eine Schaar von Nachbarskindern, welche, mit irdenen Schüsseln in der Hand, auf die Austheilung der Abendmilch warteten; denn auch eine Milchwirthschaft wurde hier mit vier oder fünf schweren Marschkühen betrieben.

„Lena noch nicht fardig?“ fragte ich auf Plattdeutsch; und die alte Frau hielt im Kneten inne, und ihre noch immer schönen Augen blickten mit großmütterlicher Zärtlichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im Stall beim Melken.

Schnell war meine Handleuchte ausgeblasen und auf den Tisch gestellt; dann ging's über den dunklen Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übrigens im Sommer der Weg zu einem seltsam stillen Garten voll rother Centifolien und kleiner süßer Stachelbeeren führte. — Wie ein kleiner Privilegirter dünkte ich mich den armen Nachbarskindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis sie ihr herkömmliches Quantum Milch zugemessen erhalten hatten.

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, sondern nur eine Art leuchtenden Dunstes, den sie in einem engen Kreise um sich her verbreitete. Und doch, für welch' trauliche kleine Welt war sie der Mittelpunkt!

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Raufen wiederkäueten, klang es mir leibhaftig wie der alte Volksreim entgegen:

„Stripp, strapp, stroll —
Is de Ammer nich bald voll?"

Ich rief ihn denn auch lustig in das Dunkel hinein, und:

„Geduld überwindet Schweinebraten!" kam sogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer anderen Kuh heraus scholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wies.

Lena regierte mich mit scherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen sicher genug; und so warf ich mich geduldig neben der Thür auf einen Haufen Heu, während seitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit seinen Hennen im Traume kakelte

und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig Stand hielten.

Endlich mit schwerem Eimer und heißem Gesicht, trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne, und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Gesichtszüge — sie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß sie einst ungewöhnlich wohl gebildet gewesen sein mußten; aber die Blattern hatten das Kindergesicht auf das Unbarmherzigste zerrissen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbsen darauf gedroschen hätte. Sie selber meinte freilich, am Ende müsse sie noch eitel werden; denn: „So'n Bildhauerarbeid ward nu nahgrad wat Rares!" — Nur die schönen braunen Augen blickten unversehrt; und sie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen, und mitunter in dunklen Stunden glaube ich sie noch jetzt zu sehen, obgleich auch sie erloschen sind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf besorgte, hatte „Vader" den Kühen ihr letztes Futter vorge-

worfen, „Moder“ in ihrem Troge den Teig zusammengeballt und sorgsam zugedeckt; ich selbst war schon vorher in die Wohnstube gewiesen, in jenen engen aber traulichen Raum, in welchem ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört habe. Fast immer, so wenigstens scheint es mir jetzt, blühten hier auf den Fensterbrettern die rothen Winter-Levkojen; meine Blicke aber gingen nach dem eisernen Beileger-Ofen, der an der Wand gegenüber zwischen den beiden verhangenen Alkoven-Betten stand und für mich einen Gegenstand der anziehendsten Betrachtung bildete; denn nicht allein, daß sich auf der vordersten Platte, wie nach einem Dürer'schen Holzschnitt, die Verkündigung Mariä dargestellt zeigte, daß er an den Seiten und oben an beiden Ecken mit blankpolirten Messingknöpfen geziert war, welche ich, aller Warnung ungeachtet, nicht unterlassen konnte vielfach abzuschrauben und mir fast eben so oft auf die Füße zu werfen; er strömte auch, was nicht jeder Ofen von sich sagen kann, einen leckeren Duft aus, welcher, mit dem der Levkojen vermischt, noch jetzt in meiner Erinnerung diesen Raum erfüllt, und war überdies allezeit von einer sanften Haus-

musik umgeben. Das Erstere hatte seinen Grund in einer Schüssel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüssen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Messingstülp auf der Ofenplatte warm gehalten wurden; und da von der dem Backhause nahen Küche aus geheizt wurde, so mangelte es von dort her nie am Gesange der Heimchen, der gesellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu beseitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher Verfolger dieser musikalischen Thierchen war. Oft, wenn er mit seinem ehrwürdigen Gesicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl saß, habe ich ihn darauf ansehen müssen, wie doch der gute alte Mann so grausamer Dinge fähig sein könne.

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchenjagd; unter dem Schutze der Dunkelheit sangen sie sicher in ihrem warmen Backhause; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die bescheiden dazu den Tact schlug, war auch schon Lena hereingetreten, von der Arbeit gesäubert, in frischer

weißer Mütze mit schmalgefälteltem Strich, und setzte Theegeschirr und Abendbrod auf den mit Wachstuch überzogenen Tisch, der dicht unter Mariä Verkündigung und den blanken Messingknöpfen seine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten, und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen zurückgestrichen, wie man es früher bei unseren Bäuerinnen sah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unserer Küste das Alter selten verschont bleibt, mit Gichtknoten besetzt und zitterten, wenn sie die Tasse an den Mund führte; gleichwohl, sobald wir unsere Mahlzeit beendigt hatten, holte sie ihr Spinnrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus seinem Versteck unter dem Messingstülp hervorgezogen, und Johann Wies lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück. Auch ich saß oder vielmehr ritt auf einem solchen; denn es war eine von jenen nun verschwundenen Raritäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenstrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickenpolster ausgestattet.

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eignes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder sonstwie aufgelesene Geschichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es stille stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und sangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pausen wurden zwar auch die Pfeffernüsse und die Bratäpfel keineswegs verschmäht; aber lange hielt ich doch

nicht Ruhe, und Lena war eben so unerschöpflich, als ich unersättlich war; sie legte wieder die Hände in einander und, den Kopf ein wenig übergebeugt, begann sie eine neue Geschichte, wobei sie langsam die Daumen um einander bewegte. — Später, als ich selbst dergleichen Dinge ersann und niederschrieb, sandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch; und sie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunst des Erzählens, auch die Achtung vor ernster bürgerlicher Sitte lernte ich in diesem guten Hause. — Ein kleiner Vorfall ist mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angesehenen Familie hatte sich mit einem Cavalier verlobt, dessen Aufführung man nicht das beste Zeugniß geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häusern wurde in Ernst und Spott darüber geredet, und auch an unserem Theetisch kam das Gespräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtsamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Theil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig sauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gasse aufgelesen hatte. — Augenblicklich steckte die

bisher lebhafte Unterhaltung, Lena sah auf den Tisch und fegte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zusammen, und erst nach einer längeren Pause blickte sie wieder auf und sprach, als sei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals so beschämt gewesen bin, und noch später als erwachsenen Mann überkam mich, wenn ich daran dachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweisungen beeinträchtigten indessen weder meine Zuneigung noch das sichere Gefühl, der Liebling des Hauses zu sein; war doch die zweite sehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großstadt in guten Verhältnissen verheirathet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit gewesen. Viel zu früh erschien jedesmal der Kutscher meiner Eltern, um mich nach Hause zu holen, oder schlug es, als ich später meinen Weg allein finden mußte, von der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertelstunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit sei für wenigstens eine ganz kleine Geschichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck that und die

Warnung vor dem Stundenschlage alle meine Hoffnung zunichte machte. Dann aber galt es nach Hause zu kommen; und das „Vorüben" und das „Janten" drüben in der Au, Alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Lichter in den Häusern schon ausgethan, denn die Straße wurde meist von sogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn aufs Betteln, und ließ nicht nach, bis Lena die Commodenschublade aufgezogen und ihr Umschlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigstens bis an das Ende der bösen Plankenstrecke mußte sie mich begleiten; aber auch dann noch ließ ich sie nicht los; zum Mindesten mußte sie stehen bleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paar Mal „gute Nacht" rufen, bis ich spornstreichs, mein flimmerndes Laternchen in der Hand, um die nächste Straßenecke schwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hause meiner Eltern. — Alles dies hat viele Jahre so gedauert; und frisch und erquickend ist mir die Erinnerung an jene Menschen geblieben, denen ich so viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging

die Zeit dahin; ich verließ unsere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; sie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weise fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus seinem Lehnstuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und schon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitsame Hand der alten Mutter, zog sie von ihrem Backtroge und ihrem Spinnrade fort und hieß uns, sie auf dem schönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber sie nahm eine junge Verwandte ins Haus und setzte mit deren Hülfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der schönsten Sommerzeit, wenn hinten in ihrem Gärtchen die Centifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schwester oder deren Kinder auf Besuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, Alles voll Sonnenschein. — Aber auch diese jüngere Schwester sollte sie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich sie eben

beschäftigt, aus Schubfächern und Kästchen ihre Baarschaft zusammenzusuchen; es sollte heute noch Alles an ihren Schwager abgesandt werden, damit — so sagte sie — die Ueberlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Noth des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrschaft mich aus dem Lande trieb, und ich sah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwischenräumen, zum Besuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll gesunden Zornes hoffte sie fest auf den endlichen Sieg der deutschen Sache. Dies und die Kränkungen, die sie dort von dem Uebermuth der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutsche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterstadt wieder einen Platz gefunden hatte, traf ich Lena Wies noch rüstig an Körper und Geist, und mit der vollen Freude der Genugthuung trat sie bei unserem Wiedersehen mir entgegen. Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre Pflegetochter hatte geheirathet, und die jungen Leute, die nun die Wirthschaft übernahmen, hegten und verehrten sie wie eine Mutter. Und wie

der saß ich jetzt behaglich an ihrem Theetisch, die rothen Levkojen dufteten von den Fensterbrettern noch wie sonst, sogar der leckere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolirten Messingstülp; nur daß statt des alten Ehepaares jetzt ein junges da war und statt des aufhorchenden Knaben ein schon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geistige Luft des Hauses war dieselbe geblieben, und Lena's braune Augen blickten noch so klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schwester zwei wohlangesehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angeseheneren Aerzte jener großen Stadt werden zu sehen. Wiederholt und dringend wurde sie zu diesem eingeladen; aber sie meinte, sie passe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und so geschah es auch.

Der Ausgang des Lebens sollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff sie, die sich an den Menschen anhaften wie ein fressendes Thier, das er nicht abschütteln, noch ausreißen kann, sondern Jahre lang mit sich umhertragen muß, bis

er ihm endlich erlegen ist. In ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederschrift ihres Testaments zugegen. Sie hatte sich zu dieser feierlichen Handlung aufs Sorgfältigste kleiden lassen, und empfing uns ernst und ruhig; ihr Antlitz schaute noch unverstellt aus der weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Gestalt war jetzt zusammengesunken. Vorher nahm sie mich in eine Nebenkammer und sprach über ihren bevorstehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen; nicht ihrer Leiden, sondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die sie während derselben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Besorgniß äußerte sie dabei: sie fürchte, ihr sonst noch kräftiger Körper möge sie noch lange auf das Ende warten lassen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, kein Entsetzen jener furchtbaren Krankheit erspart; aber sie blieb bis zu Ende aus dieselbe, die sie in gesunden Tagen gewesen war, ruhig in sich selbst, fürsorglich für Andere. „Lena Wies stirbt wie ein Held!" pflegte ihr Arzt von ihr zu sagen. — Um das Hauswesen der jungen Verwandten nicht gar zu

sehr mit ihrem Leid zu stören, begehrte sie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante“, so lange sie noch da war, durfte nichts zu gut sein; und so blieb sie denn bei ihren Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Mitunter während ihrer Krankheit empfing sie auch den Besuch des Ortsgeistlichen; aber Lena Wies hatte über Leben und Tod ihre eigenen Gedanken, und es lag nicht in ihrer Art, was sich durch lange Jahre in ihr aufgebaut hatte, auf Zureden eines Dritten in einer Stunde wieder abzutragen. Still und aufmerksam folgte sie den Auseinandersetzungen des Seelsorgers; dann, mit ihrem klugen Lächeln zu ihm aufschauend, legte sie sanft die Hand auf seinen Arm: „Hm, Herr Propst! Se kriegen mi nich!“ — Und er, in seinem Sinne, mag dann wohl gedacht haben: „Wehre dich nur! Die Barmherzigkeit Gottes wird dich doch zu finden wissen.“ — —

Als ich zum letzten Mal in ihre Stube trat, erschrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Gesicht war ganz entstellt. Meine Bewegung entging ihr nicht;

aber selbst dem Tode suchte sie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Ja kiek man mal! Wo seh ick ut!" rief sie, scheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum gesetzt hatte, entstand ein Lärmen draußen vor den Fenstern. „Da hebb't se all wedder de arme Jung to'm Besten!" sagte sie; und krank und sterbend, wie sie war, ging sie aus der Stube und hinaus auf die Gasse. — Es war ein blödsinniger Knabe aus der Nachbarschaft, der sich vergebens gegen ein Rudel übermüthiger Jungen zu wehren suchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Hausthür die gelassene Stimme meiner Freundin, und sah durch's Fenster, wie still und beschämt die Ruhestörer aus einander schlichen.

„Se hebben noch immer so väl Respect vör Tante," sagte, nicht ohne einen gewissen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenster stand. — —

Das war das letzte Mal, daß ich Lena Wies gesehen habe. Noch einige, schwerste Leidenswochen folgten; dann hat auch sie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauscht, in dem sie jetzt bei ihren Eltern ruht.

— — Mitunter an stillen Sommervormittagen

besuche ich die alten Freunde meiner Jugend und lese die Inschrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier singen dann die Grillen; aber es sind nicht die Heimchen des häuslichen Heerdes, und Geschichten werden bei ihrem Gesange nicht erzählt.

III.

Von heut' und ehedem.

(1873.)

I.

Auf der Reise.

Unser Freund, der kleine muntere Bahnhofsinspector, ging neben mir auf dem Perron. „Besorgen Sie den Herrschaften einen guten Platz!“ rief er mit einer seiner resoluten Handbewegungen; und der Schaffner, an den diese Worte gerichtet waren, schlug eine Thür des hintersten Wagens auf. „Hier,“ sagte er; „es schaukelt nur ein wenig.“

„Dafür,“ erwiederte der Inspector nicht ohne einen gewissen Nachdruck, „ist der Wagen hier aber auch der sicherste.“

„Der sicherste?“ — Wer hatte an eine Unsicherheit gedacht! — Auch bei einer Eisenbahnfahrt gilt also die alte Geschichte: „Es ging ein Mann im Syrerland.“ — Ich äußerte indessen nichts dergleichen; wir stiegen ein und saßen bald bequem genug. Wir, sage ich; denn auch unsere beiden Freundinnen

ließen es darauf ankommen, in meiner Gesellschaft dritter Classe zu fahren. Freilich, vor einer etwas vertraulichen Höflichkeit des Schaffners vermochte ich sie nicht ganz zu schützen, und eben so wenig vor einem kleinen impertinenten Blick, mit welchem sie von einem elegant gekleideten Backfisch bestrichen wurden, der an einer der nächsten Stationen mit einer laut redenden Badegesellschaft ein Coupé erster Classe in Besitz nahm.

Ich mußte dabei eines Vorfalles gedenken, den mir vor Jahren eine dir sehr bekannte, edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz sie war, hatte, während die Dänen in unserer Heimath wirthschafteten, im mittleren Deutschland einen Unterschlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; deßungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Besuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, bescheiden mußte gereist werden; aber sie entbehrte nichts dabei; denn, wie du weißt, ihr schönes sicheres Wesen bedurfte äußerer Stützen nicht. — Bei einer solchen Heimathsreise vermochte sie einst auf einem größeren Bahnhofe das verlassene Coupé nicht wiederzufinden, und irrte, nur von einer Magd

begleitet, mit ihrer Kinderschaar auf dem weiten Perron umher, als ein junger Officier sich zu ihnen fand und mit gutmüthiger Höflichkeit ihr seine Hülfe anbot. Sie nahm das dankend an; als sie jedoch bemerkte, daß er sein Augenmerk nur auf die zweite Wagenclasse richtete, wandte sie sich gegen ihren höflichen Begleiter und sagte: „Wir fahren dritter Classe!“

Auf dieses Wort hin sah sie zu ihrem Erstaunen den jungen Mann spurlos und auf Nimmerwiederkehr im Gewühl verschwinden; und erst später kam es ihr zum Bewußtsein, daß es denn doch wohl gegen die Standesehre sein müsse, im Dienste einer Frau gesehen zu werden, welche dritter Classe fuhr.

Sie hat mir lächelnd dies kleine Abenteuer erzählt; und du weißt es, wie schön und mild einst dieser Mund gelächelt hat.

Doch das sind nur Gefahren, die aus der ersten Wagenclasse kommen; und — halsgefährlich sind sie eben nicht. Der arme junge Officier; was soll denn Einer machen, der zufällig seine Persönlichkeit nicht in sich selber, sondern in der Regimentsrangliste stecken hat! — —

Am Nachmittage verließen mich meine beiden Damen, die ein anderes Reiseziel hatten; unverkennbar übrigens mit einer kindlichen Genugthuung über den gesparten blanken Thaler, den sie durch den Sieg ihrer Demuth im Knipptäschchen behalten hatten.

Es war kühl geworden; als der Zug weiter klapperte, vermummte ich mich in meinen Plaid und gab meinen Gedanken Audienz. Die Reisestimmung wollte noch nicht kommen. Weshalb hastet denn im Mittsommer Alles von Hause fort? — Um Genesung für irgend ein Uebel zu finden, das vielleicht eben dort sitzt, wo es am leichtesten zu tragen ist? — Ich fürchte, der arme Solitaire hat nicht Unrecht mit seiner Warnung:

„Drum sei nur still, trag jeden Kummer gerne;
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne!"

Die schlimmsten aus dieser dunklen Genossenschaft, die kleinen schwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln, die Sorgen, machen es doch wie unser heimischer Hausgeist, der treffliche Niß Puk; sie setzen sich hinter uns auf den Karren und rufen ganz vergnügt mit ihren schrillen Stimmchen: „Wir ziehen um!"

Es war heute gerad' ein Wetter, in dem sie sich besonders lustig fühlen; denn es regnete; es klatschte oben auf die Wagendecke, wie zornig schlug es mitunter gegen die aufgezogenen Fenster; an den Scheiben rieselten einförmig die Tropfen und zeichneten kleine Ströme auf dem beschlagenen Glase.

Ja, das war das rechte Wetter; und schon hörte ich ihr emsiges Gesumme. Die von heute mochte ich selber unversehens mitgenommen haben; wie die anderen, die ich doch zu Hause lassen wollte, in den festverschlossenen Wagen kamen, weiß ich nicht. Aber sie kamen, eine nach der anderen; und nicht blos die von morgen und übermorgen und vom nächsten Jahr; in ganzer Kette schwärmten sie aus; es war, als hätte die eine immer die andere herbeigerufen; ganz aus dem Nebel der Zukunft, vom Ende des Lebens kamen sie herangeflogen, und ich fühlte es jedesmal an einem Ruck an meinem Herzen, sowie eine neue zu mir heranflog und sich mit ihren Klammerzehen an mich anhing; zuletzt kamen sogar die von jenseit des Grabes. Auch die kamen; und es war etwas Fürchterliches dabei. Kleine süße Kindergesichter, mir die trautesten auf der Welt, drangen lächelnd auf

mich ein, und auch der Sonnenschein war da, den ich immer um ihre Häupter sehe; aber unmerklich verwandelten sie sich: bleich, mit kranken Augen, wie um Hülfe flehend und ohne Sonnenschein sahen sie mich an; dann verschwand Alles, und ich sah nur eine Menge blutdürstiger Augen, die aus der Finsterniß auf mich zublitzten. Nun wußte ich es, das waren die von jenseit des Grabes, die furchtbaren, vor denen kein Entrinnen ist; und ich würde vielleicht zum Erstaunen meiner Reisegenossen einen lauten Schrei ausgestoßen haben, wenn von dem Verwesungsdunste, den sie mit sich führten, mir nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen wäre.

Da that es in den Spuk hinein plötzlich einen gellenden Pfiff, der unleugbar aus der Welt von heute kam; und nicht lange, so scholl die tröstliche Menschenstimme des Wagenmeisters: „Hamburg! Station Klosterthor! Alles aussteigen!"

Ich schüttelte mich, griff nach Schirm und Reisegepäck und stolperte auf den Perron hinaus.

Es war inzwischen dunkel geworden, und der Regen strich noch immer ebenmäßig vom Himmel herab. Aber der Vetter war zur Stelle, und am

Arme eines Mannes, der allzeit erster Classe fährt, fühlte ich den Boden noch um Eins so fest unter meinen Füßen. Leider hatte er bei solchem Wetter seinen Einspänner zu Haus gelassen; die Droschken waren alle schon vergriffen; auf der Pferde-Eisenbahn trabte es wohl vorüber, aber drinnen war Alles besetzt. So marschirten wir denn unter unseren Schirmen noch eine halbe Stunde, bald durch ein Wirrniß überschwemmter Straßen, bald auf durchweichten Kieswegen unter tropfenden Alleen, bis endlich ein hellerleuchtetes Zimmer und bekannte freundliche Gesichter dem heutigen Reisetage ein Ziel setzten.

Aber mitten im heitersten Plaudern überfiel's mich wieder; denn ich hatte einen Schatten an den Wänden huschen sehen. Er kam wohl nur von einer Amarillis-Blüthe, die neben mir aus einem Blumenkorbe ragte und jetzt von einem Zugwind hin und her bewegt wurde. Ich bemerkte das sofort; als ich aber durch die offen stehende Stubenthür auch die Hausthür offen sah, sprang ich hastig auf und schloß dieselbe zu.

„Was fällt dir ein?" rief die junge muntere Base;

du weißt, der alte Musikmeister nannte sie einst so allerliebst: „Das Rothkehlchen.“

„Was mir einfällt?“

„Ja, dir! — Hast du Angst vor Fledermäusen?“

Ich starrte sie an. „Vor Fledermäusen? — Nein, so eigentlich nicht; ich hoffe auch, sie fliegen nicht in diesem Schlackerwetter; aber ich hatte eine Gesellschaft unterwegs; ich möchte lieber, daß sie draußen bliebe.“

„Du! — Was sprichst du komisch!“ sagte das Rothkehlchen, und sah mich lustig mit ihren hellen Augen an. „Dahinter steckt eine prachtvolle Geschichte; nimm dein Glas, setz' dich in die Sopha-Ecke und erzähle!“

„Ja,“ stimmte nun auch der Onkel bei, indem er bedächtig einen Zug aus seiner langen Pfeife that; „erzähle; du weißt doch, daß sich das nicht schickt, solch' unverständliches Zeug vor anderen Leuten reden.“

Der Onkel sah mich schelmisch an; aber ich erzähle die „prachtvolle Geschichte“ nicht.

II.

In Urgroßvaters Hause.

Ja, es war eine Trompete, nur eine; und es war ein Choral, der von ihr geblasen wurde! — Ich sprang aus dem Bette und weckte den neben mir schlafenden Vetter, und wir stellten fest, daß in dem dritten Nachbarhause links geblasen wurde.

Bald hatten wir uns angekleidet, und saßen unten im Familienzimmer am Kaffeetisch; und die Trompete blies noch immer fort; wenn der Choral aus war, wurde sogleich mit einem neuen weiter geblasen; und so blies die eine Trompete zwei Stunden lang Choräle. Dann wurde sie vermuthlich durch ein Glas Wein erfrischt; denn die Musik schwieg, und bald darauf — wir waren Alle in die Veranda getreten — sahen wir den Bläser aus dem Hause kommen; er hatte seine Trompete in ein schwarzes

Tuch gewickelt; aber das blanke Mundstück, das daraus hervorsah, verrieth ihn. — Dann fuhr eine Kutsche vor; von einer Bonne wurde ein festlich weißgekleidetes Wickelkind herausgetragen, dem ein geistlich aussehender Herr mit weißer Halsbinde folgte. Das Alles, von einer kleinen behaglichen Matrone an den Droschkenschlag becomplimentirt, stieg ein und fuhr davon.

Diese Sache ist mir höchst verdächtig. Was mag das Wickelkind zu der furchtbaren Musik gedacht haben? — Am Ende hat es gar nichts dazu denken sollen! denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Pastor zu unserer Freundin Rosa sagte, als er in einer Abendgesellschaft beim ragoût fin an ihrer Seite saß: „Und wo wohnen Sie denn, mein werthes Fräulein?“ — „Ich? Ich wohne in der Matthäikirch-Straße.“ — „In der Matthäikirch-Straße! Ei, das ist ja eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern! Und die Glo—cken, sie lo—cken!“

— — Es ist mir in diesem Augenblick eine seltsame Erquickung, daß ich aus dem Fenster, an welchem ich dieses schreibe, den Blick auf die Ham-

burger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunrothen Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorschaut. — —

Als wir uns, nicht ohne Anstrengung, von der Trompete erholt hatten, und wieder — denn es war am Sonntag Morgen — ruhig um den runden Tisch saßen, kündigte ich meine mitgebrachte Rarität an.

„Hmm!“ machte der Onkel und rauchte erst ein paar Gedankenstriche in die Luft, „das wird wohl wieder so etwas vom poetischen Tandelmarkt sein, wofür wir hier keinen Absatz haben.“

Ich aber ließ mich das nicht anfechten, sondern legte meinen kleinen Pergamentband auf den Tisch.

— „Nun, das sieht denn doch wenigstens solide aus.“

Und während Tante Friede die Augenbrauen in die Höhe zog und über die Brillengläser weg zu mir herüberblickte, schlug ich das Büchlein auf und las: „Regeln der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft, sammt eigenhändiger Einschrift derselben Mitgliedere Namen.“ — Du weißt, es sind darin nicht nur die Namen, sondern auch die Schattenbilder der alten

Herren, sammt deren voraussetzlich nicht minder wohlgetroffenen Haarbeuteln und Zopffrisuren.

Nun ging das Buch von Hand zu Hand; die Groß- und Urgroßväter und -Onkel wurden aufgesucht und gefunden und mit kleinen über dem Sopha hängenden Miniaturbildchen zusammengehalten; zuletzt verglichen wir noch unsere eigenen lebendigen Familiennasen mit den Nasen der armen Silhouetten.

Schatten von Schatten! — Ueber ein halbes Jahrhundert bestand diese freundschaftliche Gesellschaft; aber endlich mußte doch auch sie sterben, wie sie so viele ihrer Mitglieder hatte sterben sehen; trotz ihrer fürtrefflichen Gesetze: Paragraph 5, daß kein Rangstreit Platz haben solle, so wenig, als ein unerlaubter handgreiflicher Spaß, bei Vermeidung von 2 Schilling Lübisch Straffe; Paragraph 6, daß derjenige, so übermäßig und vorsätzlich fluchet, für jeden Fluch bezahlen solle 1 Schilling; und Paragraph 7 — der weiseste von allen —, daß die Gesellschaft jedesmal nicht länger als höchstens bis eilf Uhr Abends beisammen bleibe, und zwar für Jeden bei Strafe von 1 Mark. —

„Ist mir doch mitunter," sagte ich, „als wäre ich selbst einmal dabei gewesen!"

„Oho!" rief der Onkel; und das Rothkehlchen warf die Lippen auf und sah ganz spöttisch nach mir hin.

„Nein, nein; ich meine nicht zur Zeit der Gründung anno 1747 —"

„Nun, das wollte ich doch auch nur sagen!" unterbrach mich die Tante und lachte ganz befriedigt.

„Nein, Tante Friede; nicht anno 1747, wo noch beliebet war, daß kein Kaffee und beim Weggehen kein hitziges Getränke außer Wein gereicht werden solle; vielmehr ist mir, als sei es an einem heiteren Julitage in den achtziger Jahren gewesen, wo allerdings noch der Großvater ein Bräutigam war; und zwar im Hause des Urgroßvaters großmutter-mütterlicherseits. Hier ist das Schattenbild dieses kleinen behaglichen Mannes, der leider schon lange vor meiner Geburt sein darunter stehendes „obiit" erhalten hat!"

Damals aber war auch ein Tag! — Das Haus mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel, welches zu Pfingsten seinen frischen, sandgrauen Oelanstrich

erhalten hatte, schaute aus den blank polirten Fenstern wie die lachende Gegenwart auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens, deren Wimpel regungslos an den heißen Masten hingen. Auch drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinaufreichende Flur des Hauses war voll von Sonnenschein, der durch die beiden über einander liegenden Fenster freien Eingang hatte. Aber Alles war still und feierlich. Der Riesenschrank, welcher, die Leinenschätze des Hauses enthaltend, über die Hälfte der einen Wand einnahm, war augenscheinlich frisch gebohnt, die krausen Messingbeschläge blitzten; stattlich erhoben sich auf seiner Bekrönung die großen blau und weiß glasirten Vasen. Aus der offen stehenden Thür des schmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbau-Fenster blühten Reseden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria.

Und jetzt erscholl ein Schritt vom Hinterhause her; begleitet von seinem Mops Fidel, der pflichtgemäß hinterherwatschelte, erschien der Urgroßvater, ein wackerer Fünfziger, zierlich bezopft, im chocoladefarbnen Rock; und nicht von ungefähr spielten seine

Finger mit der emaillirten Festtagsdose: er erwartete „die vereinigte freundschaftliche Gesellschaft"! — Da schlug es draußen Drei vom Thurm der alten Marienkirche — sie ist jetzt längst schon abgebrochen — und der Urgroßvater zog seine goldene Uhr hervor, schälte sie aus zwei Gehäusen und stellte dann die Weiser nach der Kirchenuhr; denn ihm als Wirth lag heut' die Sorge für die Beobachtung der Gesellschaftsregeln ob; und wer allererst nicht vor einem Viertel nach drei Uhr erschien, der mußte Strafe zahlen. Und fast wünschte der gutherzige Mann, die Uhren der übrigen Mitglieder möchten heut' nicht allzu richtig gehen; war er für dieses Jahr doch auch der Rechnungsführer der Gesellschaft und hatte für seine Casse zu streben, die statutengemäß um Weihnachten unter geheim Bedürftige vertheilt werden sollte! Mit ein paar lebhaften Schritten trat er in das Wohnzimmer und griff nach der blechernen Büchse, die dort hinter dem Vorhängsel des nach der Außendiele liegenden Guckfensters stand. Er wog sie in der Hand; sie war schon recht gewichtig; aber auch der armen Leute waren ja so viele! Und hastig, damit von den Gästen ihn Niemand über diesem heimlichen Thun ertappe,

nahm er eine Anzahl kleiner Münzen aus seiner Börse und ließ sie in den Spalt der Büchse fallen.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!"

Unwillkürlich summte er das Lied seines lieben Wandsbecker Boten, welches die Gesellschaft am Abend der Weihnachtsvertheilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzustimmen pflegte. Singend war er ans Fenster getreten, und im Nacken schlug der Zopf bescheidentlich den Tact dazu; vergnüglich blickte er durch die Blumen über die sonnige Straße nach dem Hafen hinab, wo eben eine Menge größerer und kleinerer Tonnen in ein Helgolander Schiff verladen wurden. Der Urgroßvater schmunzelte; sie enthielten freilich nicht jenen „Labewein" vom Rhein, wohl aber das berühmte Gutbier aus seiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit versandt wurde.

Jetzt aber rief das plötzliche Schellen der Thürglocke ihn wieder nach dem Hausflur, wo ihm zu seinem Erstaunen ein friesländischer Seemann in Jacke und Hose vom gröbsten blauen Wollenzeug, mit kurz geschorenem Haar und einer Pelzmütze auf

dem Kopf, entgegentrat. Der Urgroßvater schaute etwas unsicher auf die unerwartete Erscheinung; als ihm aber sogleich unter lebhaften Gesticulationen eine Begrüßung, aus wenigstens vier lebenden Sprachen zusammengemischt, entgegensprudelte, da wußte er freilich, daß er es mit einem Mitgliede der „freundschaftlichen Gesellschaft" zu thun habe, mit seinem trefflichen Hausarzte, dem vielberufenen holländischen Doctor, der gleich vielen anderen „Patrioten" nach der Wiedereinsetzung der Prinzessin von Oranien seine Heimath verlassen und in unserer guten Stadt sich rasch zum Modearzt emporgeschwungen hatte. Lachend schüttelte er ihm jetzt die Hände.

„Alle Tausend, Doctor! Was habt Ihr da nur wieder ausgeheckt!"

Der Doctor aber that gar nicht, als ob was Auffälliges an ihm zu sehen sei. Hatte er doch kurz zuvor in blausammtner Husarenuniform, mit Säbel und goldbequasteten Stiefeln, und ein ander Mal im schwarzseidenen Costüm eines französischen Abbé dem Publicum der kleinen Stadt mit Glück zu imponiren gewußt. — So ließ denn auch der Urgroßvater es bei seiner einmaligen Verwunderung bewen-

den und verschwand mit seinem, übrigens grundgelehrten, Gaste in dem Hinterhause, wo im oberen Stockwerk der Gesellschaftssaal belegen war.

— — Von droben, durch das über der Thür des Wohnzimmers befindliche Kammerfenster, hatten zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leichtgepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinabgeblickt. Es war das Haustöchterchen, meine Großmutter, die dort noch bei ihrer Toilette säumte. Sie hatte keine Eile; denn auf den liebsten Gast, den Großvater, dem sie, sobald die Astern blühten, ihre Hand am Altare reichen sollte, hatte sie heute nicht zu hoffen, da ihn Geschäfte in der benachbarten Handelsstadt zurückhielten. Aber wußte sie ihn doch auch dort bei guten Freunden wohlbehalten!

Wieder schellte es unten; und eine breite untersetzte Gestalt mit fleischigen, stark geröteten Wangen, in Zopfperrücke und lederfarbnem Rock, schob sich zur Thür hinein. Es war der Herr Zoll- und Schloßverwalter; er stützte sich auf sein langes Rohr und pustete mächtig, während er mit dem Schnupftuch den Schweiß sich von der Stirn trocknete. — Das

Großmütterchen lächelte: der Mann hatte einen so seltsamen Beinamen — der „Ballenfräter“ hieß er — sie hatte als Kind ihn selbst einmal danach gefragt.

Und wieder läutete die Thürglocke. Eine stattlichere Erscheinung, ihr Großonkel, der alte Herr Ober- und Landgerichtsadvocat, war eingetreten, der allein von allen Mitgliedern noch die große Lockenperrücke auf seinem schönen ausdrucksvollen Haupte trug. Das Großmütterchen liebte ihn sehr, diesen Helfer der Bedrängten; und fast hätte sie ihn angerufen. Aber eben legte er lächelnd seine Hand auf die Schulter des kleinen Schloßverwalters, und Beide schritten nun dem Hinterhause zu.

Droben am Fenster war der hübsche Mädchenkopf verschwunden; die Inhaberin desselben hatte sich in die Tiefe der Kammer zurückgezogen. Sie saß mit aufgestütztem Arm vor ihrem Toilettentischchen und blätterte in einem winzigen pergamentnen Goldschnittbändchen, das ihr vor Kurzem der Bräutigam gebracht hatte. Es war der mit Hölty's Bildniß geschmückte Jahrgang des Voßischen Musenalmanachs. — Wie ernst und früh gealtert erschien ihr das

Antlitz des so jung verblichenen Dichters; und welche Friedhofsstille war in seinen Liedern! — — Doch jetzt gerieth sie in die vielgerühmte Ballade Friedrich Stollberg's: „Hört ihr lieben deutschen Frauen, die ihr in der Blüthe seid!“ — Zu grausam war es doch, und ihr junger Busen wallte von Mitgefühl, daß die treulose Ritterfrau so Tag für Tag aus dem Schädel ihres getödteten Buhlen trinken mußte! Aber — ja so! — sie wurde doch, dem Himmel Dank, von ihrem beleidigten Eheherrn noch zur rechten Zeit zu Gnaden wieder angenommen! — Dem Großmütterchen fiel es im Traum nicht ein, daß auch sie selber zu den deutschen Frauen gehöre, denen der ungalante Dichter diesen Schädel zum Exempel aufgestellt hatte; sie wäre arg erschrocken, hätte ihr Jemand das gesagt. Es ging sehr schön zu lesen; aber es war ja doch nur eine Geschichte, weit ab von ihr und ihrer Welt! — Dagegen ein paar Seiten weiter, wo der lila Seidenfaden eingelegt war: „Blühe, liebes Veilchen“, das kleine süße Lied von Overbek, das sie schon selbst an ihrem grün lackirten Clavier gesungen hatte, das freilich, das war wie nebenan im Nachbargärtchen nur gewachsen! —

Oftmals hatte indessen unten im Hausflur die Thürschelle geläutet; immer neue Gäste waren eingetreten, geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte, Träger von Namen, die durch viele Geschlechter an der Spitze des städtischen Lebens gestanden hatten, und welche jetzt die neue rasch lebende Zeit spurlos hinweggefegt hat.

Und nun knarrte auch oben die Kammerthür; ein kleiner Schritt klapperte die Treppe herab, und da stand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Gestalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das Brusttuch mit einer Rosenknospe zugesteckt. — Schon trat sie auf die Fallthür des Kellers, welche den Auftritt zum geräumigen Pesel* bildete; da schellte es noch einmal, und zugleich auch hörte sie von dort her ihren Namen rufen.

Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit feinem weißen Jabot, war eingetreten; der Vater ihres Bräu-

* In den älteren Häusern das die ganze Breite einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit steinernem Fußboden, worin die Feste gefeiert wurden und die Todten ausstanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Gesellschaftsräume angebaut.

tigams, ein hochangesehener Kaufherr und Rathsverwandter dieser Stadt. Wenn unter den starken Brauen nicht die schönen blauen Augen gewesen wären, der strenge Mund hätte leicht ein junges Wesen zurückschrecken können; aber sie wußte wohl, daß sie sein Liebling war; und schon hing sie an dem Arm des alten Mannes.

„Nicht wahr, Papa, Sie haben mir etwas mitgebracht?"

Er zog schweigend die goldene Tabatiere aus der Schooßtasche seiner Weste und bot ihr eine Prise.

„Aber, fi donc, Papa! Sie wissen besser, was ich meine!"

Der alte Herr lächelte. „Seit wann ist deine Französin entlassen, Tochter? du hast dein vocabulaire noch nicht vergessen."

— „Papa, Sie dürfen mich nicht necken!"

„Aber du, eines Kaufherrn Braut; und weißt noch nicht, daß heut' kein Posttag ist!"

— „Ach!"

„Nun, Geduld nur, Töchterchen, und Köpfchen in die Höh! Wer weiß, was mit Gelegenheit geschehen kann! Unser Herr Stadtsecretär soll ja heut' noch

von der Reise kommen.“ — Und er streichelte die Wange seines Lieblings.

Da schlug draußen vom Thurme die Viertelsglocke.

„Papa, machen Sie rasch; sonst setzt es Strafe!“

Der alte Herr aber hielt sein Schwiegertöchterchen an der Hand zurück. „Laß nur, mein Kind; wir wollen doch deinem Papa sein Späßchen nicht verderben.“

Langsam durchschritten sie den düsteren mit Fliesen ausgelegten Pesel, dessen hohe Fenster nach einer engen sonnenlosen Twiete hinauslagen; einem so alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einstmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war gesühnt worden; dann traten sie durch eine Flügelthür in den Flur des Hinterhauses. Schon ehe sie hier die Treppe hinaufstiegen, hörten sie von droben den lebhaften Discurs der versammelten Gesellschaft. Oben angekommen aber, ließ das hübsche Kind den Herrn Schwiegerpapa allein in den Saal gehen; sie selbst, während von dort neben dem Scharren der Kratzfüße auch das Rasseln der unerbittlichen Blechbüchse erscholl, trat gegenüber in die offene Thür der Geschirrkammer, wo sie auf einem der Binsenstühle ein verwachsenes Männlein in zeisiggrünem Rocke hatte

bucken sehen. Jetzt sprang es mit devotem Bückling auf, schüttelte sein dürftiges Zöpflein und fuhr dabei mit den langen Fingern säubernd über seine breiten Aermelaufschläge.

„Mach Er nur keine Umstände, Meister," sagte das Großmütterchen; „ich wollte mich nur nach seiner kleinen Stina bei Ihm erkundigen."

Und während das Männlein ihr ein Breites über sein kümmerlich Würmchen vorklagte, hatte sie, wehleidig wie sie war, sich abgewandt, indem sie eifrig in ihrem Täschchen suchte. Und bald zog auch der Meister ein mageres Lederbeutlein hervor und schob zwei blanke Silbermünzen zu der darin befindlichen kupfernen Gesellschaft. Dabei hatte er ein feines Scheerchen auf den Tisch gelegt; denn er betrieb außer seiner Flickschneiderei auch noch eine höhere Kunst; er war ein beliebter Silhouetteur und auf heute bestellt, um den kleinen Stadtwagemeister, ein neues Mitglied, für das Buch der Gesellschaftsregeln auszuschneiden. Das gute Meisterlein wollte durchaus zum Beweise seiner Dankbarkeit auch die Silhouette der liebwerthesten Demoiselle anfertigen; und wirklich ist sie später von seiner Hand als einziges Damen-

Conterfei unter die Mitglieder der freundschaftlichen Gesellschaft aufgenommen; für jetzt aber entschlüpfte ihm das Großmütterchen und trat gegenüber zu den Gästen in den Saal.

Es war ein besonders tiefes, geräumiges Gemach; die Decke mit schwerer Stuckatur verziert, die weißen Wände mit Kupferstichen in den verschiedensten Manieren und einzelnen Pastellbildern fast bedeckt. — Der kunstliebende Hauswirth hatte sich so eben den hagern Propsten eingefangen und demonstrirte mit ihm vor dem neu erworbenen Chodowiecki: „Ziethen sitzend vor seinem Könige.“ Daneben unter Berghemschen Landschaften sah man zwei schöne Stiche nach Guercino: „Abram ancillam Agar dimittit“ und „Esther coram Asuero supplex“. Unweit davon, in Rothstiftmanier, hing ein Blatt, dem gewiß keine gefühlvolle Seele vorbeiging, die je bei Miller's berühmtem Siegwart Trost in Thränen gefunden hatte. Von zwei grimmig blickenden Mönchen wird eine in spanischer Männertracht entflohene Nonne in ihr Kloster zurückgeführt; die in zierlichen Schleifenschuhen steckenden Füßchen schreiten wie in Todesangst; entsetzt unter dem breiten Federhut

blicken die Augen aus dem Bilde heraus. — „Und nun soll sie lebendig eingemauert werden!“ So hatte oft das Großmütterchen ihren Freundinnen das Bild erklärt. „Seht nur, dort wird schon an dem Glockenstrang geläutet!“ — Doch was hier erregt wurde, war nur das Grauen vor den Menschen. Dort neben dem Ofen aber, wohin bei Tagesabschied zuerst die Schatten fielen, befand sich ein kleineres Bild, dem selbst die heiteren Augen des Großmütterchens nicht gern begegneten, wenn sie um solche Zeit allein das abgelegene Festgemach betreten mußte. Die jugendliche Frauengestalt in der düsteren Kammer schien wie unbewußt vom Schlafe auf das Ruhebett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Brust huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde; hülflos in der Einsamkeit der Nacht ist sie ihm preisgegeben. Nur durch den Vorhang sieht der wild blickende Kopf eines Rappen, der ihn hierher hat tragen müssen, der selbst nicht von der Stelle kann. — Zwar dem Großmütterchen war dergleichen niemals widerfahren; aber

des Bräutigams Schwester hatte erzählt, wie einmal von ihrem Nachttisch solch' Unwesen im Traum ihr auf die Brust gesprungen sei; und auch von den Brautknechten hatte sie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tausend Noth mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulösen, in welcher er beim Ritt sich mit den Krallen festgehalten. Jedenfalls, die Sache hatte ihren Haken!

Doch heute war Gesellschaft und fröhliches Leben in dem großen Saale; und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in seiner Ofenecke. Die beiden Fenster zwar gingen, wie unten die des Pesels, auf die enge Twiete; aber es war trotzdem nicht unfreundlich hier; ein Sonnenstreifchen, das durch die höchste Eckscheibe des einen Fensters hereinglänzte, erinnerte an den Sommertag da draußen und ließ hier innen die Kühle doppelt labend empfinden.

In der Tiefe des Zimmers war der Kaffeetisch servirt. Daneben stand die Urgroßmutter, eine noch immer hübsche Frau, deren feiner Kopf jedoch heute einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte. Ihre eine Hand ruhte auf dem Griff

der Porcellankanne, aus der sie schon die runden Täßchen vollgeschenkt hatte, mit der anderen drohte sie, nicht gerade gar zu ernsthaft, dem eben eingetretenen Töchterchen.

Ein überfliegendes Roth machte ein paar Secunden lang die jungen Augen dunkeln. „Verzeihen Sie, Mama!" Dann nahm sie geschickt das große Präsentirbrett, auf dessen schwarz lackirter Fläche sich ein Muster von kleinen Rosenbouquets zeigte, und bot mit wohlgeschultem Knix einem jeden Gast sein Schälchen dar, wobei sie auf die zierlichen Scherze der älteren Herren über das nun bald erwünschte Ende ihrer Brautschaft eine noch zierlichere Erwiederung nicht schuldig blieb.

Und alsbald, unter den belebenden Duftwolken des javanischen Trankes, erscholl das gesellige Klirren der Tassen und Löffelchen; wäre ein Canarienvogel hier gewesen, er hätte jetzt unfehlbar seinen Sang erschallen lassen. Selbst der Herr Zoll- und Schloßverwalter erhob sich von dem Toccadilletische, an dem er, den Würfelbecher in der Hand, bis jetzt sich ausgeruht hatte. Das derzeitige Thema des Stadtgesprächs kam aufs Tapet. Stimmen waren laut ge-

worden, welche die Baufälligkeit des hohen Kirchthurmes behaupteten, ja den Abbruch der ganzen Kirche forderten, und schon circulirte der erste Spottreim, gleichsam die Ueberschrift zu den vielen anderen, womit nachmals die kleine Stadt ihr eignes Thun verhöhnte, als sie mit unsäglicher Mühe ihr ältestes Baudenkmal zerstörte.

„De Tönninger Thorn is hoch un spitz;
De Husumer Herrn hemm Verstand in de Mütz!"

Wo kam das her? Wer hatte es gemacht? Niemand wußte es. Aber es traf; ein lebhaftes Für und Wider erhob sich und wogte durch den Saal.

Inzwischen war, fast ungesehen, noch ein letzter Gast eingetreten, nach welchem unter Herzklopfen und — es ist nicht zu verschweigen — ganz unbekümmert um den alten Kirchthurm, schon längst zwei junge Augen ausgeblickt hatten. Zierlich, wie immer, obgleich eben von der Reise kommend, begrüßte der galante Herr Stadtsecretär die versammelte Gesellschaft. Zum Leidwesen des Hauswirths war seine Verspätung schon im Voraus entschuldigt worden; und jetzt nahte er sich mit höflicher Verbeugung der Tochter des Hauses, die eben allein am Kaffeetische stand.

„Mamsell Lenchen!“ flüsterte er und legte leise etwas vor ihr auf die Damastserviette; „ein Billetdoux vom Herzallerliebsten; Alles wohl und munter!“ — Und als sie glücklich lächelnd aufblickte, sah sie die dunklen Augen ihres Schwiegervaters auf sich gerichtet. Ihr freundlich zunickend, hielt er einen Brief empor, den auch er soeben durch den gefälligen Reisenden erhalten hatte. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich tausche nicht, Papa!“ Und sorgsam barg sie ihren Brief unter der Rose ihres Brusttuchs.

— — „Ei der Tausend! Der grüne Schneider draußen wäre ja fast vergessen!“ Der Hauswirth rief es, und sofort auch holte er ihn herein; und bald saß der Stadtwagemeister mitten im Zimmer auf einem Stuhl, daneben auf einem anderen der grüne Künstler, mit Eifer an seinem Werke arbeitend. Es wollte indessen nicht wie sonst gelingen; schon zum zweiten Male wurde ein frisches Papierblättchen hervorgezogen.

„Aber Herr Wagemeister!“ rief der Hauswirth, der theilnehmenden Blicks der kleinen Scheere folgte, „Sie bekommen eine doppelte Nase, wenn Sie nicht ruhig sitzen!“

„Freilich, freilich! Bitte submissest!“ accompa-

guirte der arme Künstler, indem er unruhig die Beine unter seinem Stuhle kreuzte.

Der Herr Wagemeister räusperte sich verlegen; er hatte gegen den bösen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Brust sitzen, die plötzlich an zu rutschen fing.

„Nur Contenance, Meister!“ rief der Hauswirth. „Herr Stadtsecretarius! Ei, helfen Sie mir doch, hier unseren Freund ein wenig festzuhalten!“

Der Herr Stadtwagemeister protestirte lebhaft und wollte solches Beginnen als einen „unerlaubten handgreiflichen Spaß“ und als den Regeln der freundschaftlichen Gesellschaft ganz zuwiderlaufend angesehen wissen. Aber der muntere Hauswirth berief sich auf den Entscheid der Gesellschaft, und als diese die Sache außer allem Spaß, ja es sogar für die ernsteste Pflicht eines jeden Mitgliedes erklärte, ein naturgetreues Conterfei in das Buch der Gesellschaftsregeln zu liefern, da biß der kleine Wagemeister die Zähne zusammen, hielt sich baumstill und ließ die Kröte rutschen. Saßen doch die Knieschnallen fest genug, daß sie nicht etwa dort zum Vorschein kommen konnte! — Das freilich wäre fürchterlich gewesen; denn ihm gegenüber, sein Kaffeeschälchen in der Hand, die Pelz-

mütze noch immer wie festgenagelt auf dem Kopfe, saß der holländische Doctor, ein Mensch ohne alle Egards und Lebensart. — Freilich war es um mehrere Jahre später, als er bei Gelegenheit der jährlichen Schulreden im gefüllten Rathhaussaale das Katheder beschritt, im Leidner Redecostüm, in Frack und Schuhen, mit dem Degen an der Seite und dreieckigem Hute auf dem Kopf, um, wie er sich unhöflicher Weise ausdrückte, „den dummen Thieren" in puncto der Jennerschen Vaccine einige Wahrheiten einzuimpfen. Soviel aber wußte schon damals der Herr Stadtwagemeister, daß dieser Holländer Alles, was ihm beliebte „medicinischen Aberglauben" zu tituliren, mit einer schauderhaften Rücksichtslosigkeit verfolgte.

So nahm er sich denn zusammen, bis der grüne Künstler das wohlgelungene Bildchen mit zweien seiner langen Finger stolz dem Tageslicht entgegenhielt; und so ist denn, wie der Urgroßvater zu sagen pflegte, auch „das Hammelgesicht" dieses kleinen Mannes für die Nachwelt gerettet worden.

Aber das Großmütterchen! Wo war das Großmütterchen indeß geblieben? —

III.

In Großvaters Hause.

Während bei dem Urgroßvater sich das Leben in die kühle Tiefe des Hauses zurückgezogen hatte, saßen die Bewohner der Nachbarhäuser im Schatten wohlgestutzter Linden vor der Thür auf ihren Bänken. Beim Nachbar Krämer saß der Nachbar Schlachter; sie hatten mit Stahl und Feuerschwamm eben ihre Kalkpfeifen in Gang gebracht und den Kopf derselben sorgfältig mit einem Drahthütchen versichert, und schauten nun, ohne viel überflüssige Worte, auf das Treiben am Hafen und auf die jenseits liegende Schiffswerfte, von wo die tactmäßig herüberschallenden Hammerschläge ihnen die beruhigende Versicherung gaben, daß doch die Zeit nicht ungenützt entfliehe. — Daneben lag das Bäckerhaus; die Heißwecken und Eiermahne waren ausverkauft; die Bäckerfrau und

ihre dicke Schwester mit dem runden rothen Gesicht in der schneeweißen Mützenkrause, „Fru Nawersch“ und „Jungfer Möddern“, saßen sich gegenüber auf den vorspringenden Beischlägen; aber das emsige Nadelklirren ihrer großen Strickzeuge verstummte allgemach; denn, von Sommermüdigkeit übernommen, waren die Hände der guten Frauen in den Schooß gesunken, während der Kopf über den vollen Busen nickte. — Vor dem Wohnkeller des Hauses, zwischen den schwarzen jütischen Töpfen, welche auf der niedergeklappten Schlußluke feilgestellt waren, saß spinnend die weiße Katze des Kellermanns; mitunter bog sie den Kopf zurück und rieb ihr rosiges Näschen an den gesalzenen Stockfischen, die vom Rande des Vorbaues herabbaumelten. Kinder waren nicht zu sehen; die kleinen hielten Sommerschlaf in ihren Bettchen, die größeren waren noch in der Schule; nur drüben vom „Helling“ tönten ununterbrochen die gleichmäßigen Hammerschläge.

Da ging ein junger flüchtiger Schritt am Hause vorüber. „Fru Nawersch“ und „Jungfer Möddern“ erwachten, die Stricknadeln fingen mechanisch wieder an zu klirren; Jungfer Möddern hob ihre schwere

Last ein wenig von dem Beischlag auf und ließ sie wieder sinken, indem sie tief schmunzelnd einen Gruß auf die Straße hinausnickte. „Mamsell Feddersen!" flüsterte sie ihrer Schwester zu, die mit kleinen Augen zu ihr hinüberstarrte.

Und richtig! Es war das Großmütterchen; in leichter Kontusche eilte sie vorüber. — —

Nebenan in der Gasse, die kaum hundert Schritte weiter von Norden her in den Hafenplatz ausmündet, lag das neuerbaute Haus des Großvaters, in welchem zur Zeit noch eine Schwester ihm die Wirthschaft führte. Anders als das gegenüberliegende seines Vaters und die übrigen alten Giebelhäuser in der Stadt, kehrte es der Straße eine breite Façade zu, aus deren Mitte über dem Kellergeschoß eine mächtige Steintreppe vorsprang. Kein düsterer Pesel, keine entlegenen Kammern befanden sich darin; die Fenster gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne, auf den Hof und den danebenliegenden Garten; auch die Räume der beiden unteren Hausböden empfingen ihr Licht durch stattliche Fensterreihen des Giebels, der mit seiner geschnörkelten Sandstein-Bekrönung in der Mitte des

Hauses aufstieg. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangsthür. — Der Urgroßvater drüben hatte im vorletzten Sommer Alles für den Sohn vollenden lassen, während dieser zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs besuchte und entzückte Briefe über den milden Himmelsstrich nach Hause schrieb; ja, auf den Promenaden von Bordeaux, wo er derzeit weilte, hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verschlafen.

Aber jetzt war er wieder in der Heimath; sein Haus stand aufgerichtet und harrte nur der jungen Frau. Und eben war diese, für jetzt zwar eine Braut noch, von hinten durch die Hofthür eingetreten. Sie hatte in den unteren Zimmern vergebens ihre junge Stellvertreterin gesucht; jetzt ging sie oben in den hellen Saal, an dessen tapezirten Wänden schon mancherlei Geräthe für die junge Wirthschaft aufgestellt war. Flüchtig sah sie ihr frisches Antlitz in den Spiegelscheiben des Mahagonischrankes vorüberwandeln, dessen Aufsatz mit vergoldeten Vasen und Guirlanden geschmückt war; dann trat sie in das Nebenzimmer, wo Reiseerinnerungen ihres Bräu-

tigams, die Vernet'schen Ansichten der französischen Hafenplätze, an den Wänden hingen. Aber auch hier fand sie die Gesuchte nicht. — Als sie in den Saal zurücktrat, wäre sie fast erschrocken; eine lebensgroße weiße Gestalt, in der ausgestreckten Hand eine Schale haltend, stand ihr gegenüber auf dem zierlichen Untersatz des Ofens, der auf breiten Marmorfliesen ruhte. Sie mußte lachen; es war ja die Hygiea, welche man, wie ihr wohl bekannt war, gestern erst hier aufgestellt hatte; an der sie vorhin, ohne umzublicken, vorbeigegangen war.

Sie stand auf gutem Fuß mit dieser Göttin der Gesundheit, „der schönaugigen Beisitzerin des Apollo, ohne welche Niemand glücklich ist“; sie war eine der Auserwählten, die aus ihrer Schale einen vollen Trunk gethan. — Hochaufathmend in Glück und Lebensfülle trat sie an eines der Fenster und blickte in die Sommernacht hinaus. Jenseit der Stadt, wohinaus der Blick über die niedrigen Häuser der vorliegenden Nebengasse frei war, zwischen dem grünen Festlande und der Nachbarinsel, breitete sonnenfunkelnd sich die Rhede aus; kaum erkennbar aus dem Geflimmer ragten die Masten eines großen

Schiffes, einer Brigg ihres Schwiegervaters, die, von glücklicher Fahrt zurückgekehrt, seit Kurzem dort vor Anker lag. Die junge Frau des Capitäns hatte die Reise mitgemacht; und lebhaft wünschte sich das Großmütterchen das große Teleskop von der Bodenkammer ihres Schwiegervaters, um einmal nach ihr auszuschauen. Denn sie kannte sie wohl, die schlanke grauäugige Insulanerin; hatte sie doch letzte Woche erst mit Bräutigam und Schwiegerin einen Besuch an Bord gemacht; und welch' ein angenehmer Nachmittag war das gewesen! Vorüber an der Schiffswand hatten sie den Tümmler tauchen, durch den Tubus des Capitäns die Robben auf dem fernen Sande schlafen sehen; zu guter Letzt hatten sie auf Deck, während die Seeschwalben über ihnen gaukelten, nach der Violine des Leichtmatrosen einen English-Shake getanzt. — Wo waren hier noch Schatten?

Und doch, das Geschenk der Hygiea ist ein verhängnißvolles; wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen sehen, die ihm in süßer Jugendzeit gelacht. Aber auch dann noch zeigt sich die Gunst der milden jungfräulichen Göttin. Sie selbst, die das erfahren müssen, haben ihre heiteren

Augensterne auf die Gegenwart gerichtet; die Gespenster der Zukunft haben keine Macht über sie.

Das Großmütterchen stand noch am Fenster; sie blickte jetzt hinunter in die Straße nach dem vorspringenden Ausbau des schwiegerelterlichen Hauses; aber sie sah hinter den spiegelblanken Fenstern nicht das Lailach wehen, das, wie bald! durch seinen Schatten den Sarg eines gütigen und für das Leben selbst geschaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben sollte, die auf die Nacht des Grabes vorbereitet. — Sonnig und schweigend lagen die Räume um sie her, in denen, weit über ein zweifaches Lebensalter hinaus, alles Menschengeschick über sie ergehen sollte; aber kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorspukend durch das Treppenhaus hinauf. Lachend nickte sie dem neu erhobenen Götterbilde zu, und flog dann die Treppen hinab, leicht, wie sie gekommen war.

Im Kellergeschoß kam hinten aus der Gesindestube die Köchin im buntgestreiften Wollenrock und berichtete von unten herauf, daß die Mamsell „nur ein Gewerbe ausgegangen" und bald wieder da sein

werde. — Das Großmütterchen ging wieder aus der Hofthür, dann rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildniß einer Flora stand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte sie in den Obergarten. Hier waren noch die steifen gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut; perennirende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quästchen oder mit Blumen, wie aus durchsichtigem Papier geschnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft.

Zu Ende des Steiges in der jungen Lindenlaube saß jetzt das Großmütterchen. Sie zog unter ihrem Brusttuche den dort verwahrten Brief hervor, den sie freilich schon daheim im Kämmerchen erbrochen und gelesen hatte. Aber das war ja nur das erste Mal.

„Mein theures liebes Leuchen!" — so lasen

ihre Augen und leise sprachen es die jungen Lippen nach —

„Den besten Dank für Ihre liebe und wärmevolle Zuschrift! Noch nie ist mir bei Eröffnung eines Briefes so wohl gewesen, und nie las ich mit mehrerer Begierde einen Brief als diesen.

„Meine gütige Wirthin hatte mir soeben ein Gläschen eingeschenkt, das auf unser beiderseitiges Wohlergehen geleeret werden sollte; und da wir uns just von Ihnen, meine Liebe, unterhielten, ich mein Glück und meine erwünschte Wahl so mit vollen Empfindungen schilderte, da trat Vetter Asmus herein, nach dem ich mich schon verschiedentlich erkundigt hatte, und brachte mir Ihren so werthen Brief.

„Siehe da — es wurde eine Stille — ich erbrach ihn; ein Jeder hielt sein Gläschen in der Hand und erwartete das Ende, um sich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

„Mit voller Freude rief ich aus: Mein gutes Mädchen ist, dem Himmel sei gedanket, wohl! So lebe denn Ihre liebe Braut! — Wir klingten an; und es wurde Jubel um uns her.

„Heute bin ich wahrlich so recht seelenvergnügt, da

mir die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden noch so neu ist. — Wenn ich gleich, meine Beste, die Abende niemalen in der Einsamkeit zubringe, so fühle ich doch immer, daß mir Ihre schätzbare Gegenwart fehlt. Doch die Hälfte der Zeit ist verflossen, und binnen wenig Tagen sehen wir uns wieder und genießen in einer unzerstörbaren Ruhe die echten Freuden dieses Lebens, wogegen alles Andere hienieden doch — — — — — und glauben Sie, daß ich ewig bin

Ihr zärtlich liebender — —"

Lächelnd und immer tiefer senkte sich der Kopf der jungen Leserin auf das Blatt in ihrer Hand, als hätten die lieben Worte sie zu sich herabgezogen. Sie hörte nicht den jugendlichen Schritt, der jetzt über die knirschenden Muscheln sich ihr nahte, nicht das rasche Zuschlagen eines Fächers; erst, als ein Arm sich um ihren Leib legte, blickte sie tief aufathmend in die ernsten Augen ihrer Schwiegerin.

Das Großmütterchen wollte ihren Brief verbergen; aber es gelang ihr nicht. „Mädchen, springe mir nicht so um den Busch!" rief die Schwester; und schon hatte eine kleine resolute Hand die ihre einge-

fangen. — Bald saßen die Mädchen, Wang' an Wange lehnend, und studirten nun gemeinschaftlich den Brief des ihnen beiden theuren Mannes. Standen doch auch praktische und sehr zu erwägende Dinge darin; denn wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei der Abreise in seinem Promemoria notiren müssen, für deren manchen ein männlicher Verstand nicht einmal reichen wollte! Zwar die Hummer für die liebe Frau Wirthin waren richtig angekommen, und den Fuhrlohn und das Futtergeld für unterwegs hatte er sofort mit dem Fuhrmann abgemacht; auch der kirschrothe Taffet sollte mit Vergnügen besorget werden; aber wie sich die „florenen Fomeln" in dem letzten Briefe zu den zwei Ellen Milchflor in seinem Promemoria verhielten, das war selbst dem Scharfblick der Liebe unentwirrbar geblieben.

Ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit flog über das Gesicht der Mädchen. Wie man nur so was nicht verstehen konnte!

Der Brief war ausgelesen. — Auf dem ein wenig schärfer umrissenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie scheidender Abendstrahl; wie aus dunklem

Antrieb schlang sie ihren Arm noch fester um die jüngere Freundin. So saßen sie schweigend, Jede ihren eigenen Gedanken lauschend.

Und leise über sie hin strich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren; sie blies unmerklich, aber emsig von dem einen jungen Antlitz das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergessenheit zu überliefern. Aber die Augen der Braut lachten vor Seligkeit.

* * *

„Ja", sagte der Onkel — denn wir befinden uns noch immer an dem runden Tisch des Onkels — indem er die Pfeife absetzte und wie zu plötzlich vertraulicher Mittheilung sich gegen den geduldig zuhörenden Vetter neigte. „Hat er uns doch nicht richtig angeführt! Was habe ich Euch gesagt? Lauter Dunst und Phantasie!" — Ich hatte die Briefstellen vorhin aus dem Gedächtniß angeführt; jetzt zog ich das dir bekannte „Promemoria" des Großvaters aus der Tasche, in welchem noch ein Theil des großelterlichen Briefwechsels aufbehalten ist. Wie in dem

fahlen Gelb des seidenen Umschlages das einstige Rosa, so läßt sich in dem darauf gestickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Bestimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einst dieser Arbeit gab.

Mit gespannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläser nach dem verblichenen Kunstwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntniß meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indeß aus den auf rauhem Papier geschriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen rothen Familiensiegel haften, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgesucht und legte ihn jetzt schweigend vor dem Onkel auf den Tisch.

Da mußten Alle Respect haben; das war heiliges Papier. — — —

IV.

Staub und Plunder.

Ich saß im Obergarten in der Lindenlaube; sie war von dem alljährlichen Kappen jetzt so verästet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Die alte Zeit war aus; die einst fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche, vor meiner Geburt schon, glücklich abgebrochen; an Stelle des altehrwürdigen Baues stand jetzt ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen viereckiger Fenster, einem Thurm wie eine Pfefferbüchse und einem abscheulichen, von einem abgängigen Paster verfaßten Reimspruch über dem Eingangsthore, einem lebendigen Protest gegen alles Heidenthum der Poesie. Die Denkmäler und Kunstschätze der alten Kirche waren auf Auctionen verkauft oder sonst verstreut; die schöne Kanzel war zertrümmert, den Altar aus

Hans Brüggemann's Schule hatte ich selbst als Knabe in dem Pesel einer Branntweinsschenke stehen sehen, wo er unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis er schließlich noch in einer Dorfkirche Unterkommen fand; die einst zur Seite des Altars befindliche Monstranz, ein kostbares Schnitzwerk von des großen Husumer Meisters eigner Hand, war spurlos verschwunden; nur das Muttergottesbild derselben war fast ein halbes Jahrhundert nach dem Abbruch der Kirche zwischen staubigem Gerümpel eines Hausbodens von einem kunstsinnigen Dänen aufgefunden und dann für immer der Vaterstadt des Meisters entführt worden. Keine Spur seines Lebens war in ihr zurückgeblieben, keine Spur jener Kunst, die besonders in unserem Lande sich einst zu einer Hauskunst ausgebildet hatte.

Das war eine pietätlose nüchterne Zeit gewesen, von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen; und wir haben noch daran zu leiden. Aber die alten Herren der „vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft" hatten sie nur von fern am Horizonte aufsteigen sehen, bevor sie alle schlafen gegangen waren.

Auch das einst vom Urgroßvater so stattlich für den Sohn errichtete Haus hatte dieser Zeit seinen Tribut entrichten müssen. Die einst so behaglich in die Straße vorspringende Steintreppe war auf Anordnung der modernen Polizei verschnitten und verhunzt; den hohen Giebel hatte man selbst herabgenommen, die steinerne Bekrönung sollte das Haus zu schwer gedrückt haben; sogar die hölzerne Flora hatte den ihr einst geweihten Garten mit, Gott weiß, welchem düsteren Winkel vertauschen müssen.

Dort lag das Haus hinter dem mächtigen Ahornbaum, der mit seiner Krone fast das hohe Dach bedeckte. Es war jetzt ein altes, ein Familienhaus geworden; in allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Todten gehörten mit dazu. Ja, Einige von uns wollten wissen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu

geben ringe; droben in der Stube hinter dem Saal, wo noch die Vernet'schen Kupferstiche des Großvaters hingen, sollte es zu Zeiten recht „unruhig“ zugehen.

Unter dem Dach auf den drei über einander liegenden Hausböden war alles Gerümpel aufgespeichert, das während eines zwei Menschenalter überdauernden Zeitraumes allmälig aus dem Gebrauch des Tages zu verschwinden pflegt; was man als abgenutzt bei Seite setzt, weil man den Muth nicht hat es fortzuwerfen, und was man vielleicht nie wieder berührt, es sei denn, daß das Leid oder die Leere der Gegenwart uns antreibt, zu den Zeichen einer reicheren Vergangenheit zu flüchten.

Der zunächst über dem unbewohnten zweiten Stockwerk belegene Boden mit seinen Winkeln und Treppchen und der gleich einem großen Kasten hineingebauten „Gewürzstube“ war ein besonders heimlicher Ort, an dem ich manche Stunde meiner Knabenzeit verbracht habe. — Schon der Duft der Hagebutten und Lavendelsträuße, die hier auf den Fensterbänken getrocknet wurden, erregte meine Phantasie; es roch fast wie in einem Garten; aber wie in

einem Garten der Vergangenheit. Zwar mit dem grauen Schranke, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd bewahrte, mochte ich nichts zu schaffen haben; auch wurde es mir zuweilen unheimlich, daß dort unter der Dachschräge der große Ohrenlehnstuhl, in welchem einst der Großonkel seinen letzten Seufzer gethan hatte, immer so unverrückt auf seinem Platze stand, als warte er darauf, daß sich endlich wieder Einer in ihn hineinlege; aber gegenüber der altmodische buntfournirte Schrank mit dem hohen Aufsatz ließ mich diese widerstrebenden Gefühle überwinden. Auch er stand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe gestellt; allein ich respectirte dieses Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen — noch höre ich dabei das Klirren der vergoldeten Messinggriffe — und mit lüsternem Grauen durchstöberte ich das in ihnen eingesargte Spielzeug einer vergangenen Zeit. Da lagen Perrücken und schwarzseidene Haarbeutel; da war ein Kästchen mit den Fächern der Großmutter, ein anderes mit den Bräutigamsmanschetten des Urgroßvaters; da war vor Allem ein höchst ergötzliches und nützliches Instrument, ein sauber aus dunklem Mahagoni gear-

beiteter „Buckelkratzer", und endlich — sollte auch der Großvater sie gegen das Rheuma angewandt haben, oder war es nur ein Vermächtniß des kleinen Wagemeisters? — eine große getrocknete Kröte, die Beine wie zum angestrengten Fortstreben ausgestreckt, in der Mitte des warzigen Leibes das Loch des Nagels, der es verhindert hatte, und an dem sie, zur Gewinnung stärkerer Heilkraft, einst hatte crepieren müssen. — Lange und nachdenklich habe ich oft, vor der aufgezogenen Schublade kniend, dieses Ding betrachtet. Mitunter auch ergriff der Dunst der Vergänglichkeit, der aus all' den Raritäten aufstieg, mich so beängstigend, daß ich plötzlich fortrannte und die Treppe hinabsprang oder, lieber noch, am Geländer hinabrutschte, um nur bald wieder in die Region der Lebendigen zu gelangen.

Doch das geschah nur selten; meistens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Musterung unterzogen; der schöne Tafelaufsatz aus mattem Porcellan, ein sitzender Apoll nebst seinen Musen, welchen letzteren freilich schon hier und da eines der zarten Fingerchen abhanden gekommen war;

das Reiseglas des Großvaters mit der Eigenschaft eines „Staamantjes“ und der Inschrift:

„Trink' mich aus, leg' mich nieder!
Steh' ich auf, füll' mich wieder!“

die gläsernen Pocale mit dem rothen Gewebe in den Stengeln, mit eingeschmolzenen Schaumünzen oder auf dem Kelche eingeschliffenen Schäferscenen; insbesondere zwei gräuliche chinesische Pagoden, — Alles wurde behutsam herabgenommen und demnächst ebenso wieder an seinen Ort gesetzt.

Zwar, sehr einsam war es hier, und an den Seitenräumen fielen tiefe Schatten überall; der hinter der Gewürzstube befindliche Theil des Bodens lag, da die Luken dort fast stets geschlossen waren, auch bei Tage im Dunkeln; von den nach der Gartenseite aus dem Dache vorspringenden kleineren Fenstern war das eine hinter großen Kisten versteckt, vor dem anderen verbreitete die Laubkrone des Aborns eine grüne Dämmerung; so dicht drängte sie sich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, versucht habe, einen schlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken. Selbst das um die Mit

tagszeit mir stets so traulich klingende Mörserstoßen aus der im Kellergeschoß liegenden Küche drang nicht herauf. Deutlich genug aber hörte man das Hämmern der Holzkäfer in den morschen Schränken, oder von den Packhausböden, die dort hinter den verriegelten Flügelthoren lagen, den behutsamen Tritt einer Katze, die einsam die steilen Treppen auf und ab spazierte. — Freilich, nach Westen an der Straßenseite befanden sich zwei größere Fenster in dem hier aufsteigenden Giebel des Hauses — die Gewürzstube schloß das dritte ein — durch welche man über die Dächer auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf das Meer sah; doch Alles, was sich dem Auge darbot, die weidenden Rinder, das vorüberziehende Schiff, die Mühle, welche jenseits am Horizonte auf der gleich einem Nebelstreifen oberhalb des Wassers hingestreckten Insel ihre Flügel drehte, — es war so fern, daß es nur wie ein Bild dalag und kein Laut von dort herüberdrang.

In dem freundlichen Raum vor diesen Fenstern, durch welche schon früh die Nachmittagssonne hereinschien, befand sich eines der Hauptstücke der ganzen Bodenwirthschaft: das „Gesundheitspferd“ meines

Großvaters. — Daß er auf diesem Pferde die entflohene Gesundheit wieder eingeholt habe, ist kaum anzunehmen; denn der Tod, der dem ganzen Lebensritt ein Ende macht, hatte diesen liebreichen Mann schon während meiner frühesten Kindheit aus dem Kreise der Seinen fortgerissen. — Uebrigens war es eigentlich gar kein Pferd, sondern nur ein auf Sprungfedern ruhender, schön ausgenähter Sattel mit einem vierbeinigen Holzgestell darunter. Allein, ging die Bewegung auf demselben auch nicht vorwärts, so ging sie doch auf und ab, und manchen eben so ungefährlichen als vergnüglichen Spazierritt habe ich darauf gemacht; denn vorn befand sich eine Krücke zum Festhalten und an den Seiten hingen ein paar Steigbügel, in deren Riemen ich die Füße steckte, bis meine Beine allmälig zu ihnen hinabgewachsen waren. Nicht zu begreifen vermag ich jetzt, wo mir im sicheren Lehnstuhl schon mitunter die Buchstaben nicht Stand halten wollen, wie ich, auf diesem Gesundheitspferde reitend, Spindler's dreibändige Romane, untermischt mit Schiller'schen Dramen, Eins hinter dem Anderen weg zu lesen vermocht habe.

Auch alles dies ist lange nun vergangen. Jetzt, wo auch die Gespenster meiner eigenen Jugend in ihnen umgehen, betrete ich nicht gern mehr diese Räume.

— Neben mir in der Lindenlaube saß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septembersonnenschein hinausgeführt hatte. Noch vor einigen Jahren war sie rüstig genug gewesen und hatte es sich nicht versagen können, mit mir in die Familiengruft hinabzusteigen, welche an jenem Morgen zur Aufnahme eines jüngeren Familiengliedes geöffnet worden war. — Der mit schwarzem Tuch überzogene Sarg des Großvaters war noch wohl erhalten. Sie betrachtete ihn lange schweigend; dann suchte sie nach ihren Söhnen, welche sämmtlich noch in den Kinderjahren sich dieser stillen Gesellschaft hatten zugesellen müssen. Die kleinen Särge, außer einem, waren schon in Trümmer gefallen. Als wir von diesem den auch schon gelösten Deckel abgehoben hatten, da lagen unterhalb eines kleinen weißen Schädels — überaus rührend, als seien sie seit dem letzten Lebensathem unverrückt geblieben — die feinen Knochen eines Aermchens und eines aus-

gespreizten Kinderhändchens. Die Großmutter tastete mit zitternder Hand an diesen armen Ueberresten; sie betrachtete aufmerksam den Sarg, nickte mit dem Kopfe und sagte dann: „Das ist mein Simon; was für ein lustiger kleiner Junge war er!" Und als ich von ihr fort zu einem anderen Sarge trat, sah ich, wie die Lippen der greisen Mutter sich noch einmal lang und innig auf die Stirn ihres lieben kleinen Jungen preßten.

— Von diesem ihrem Knaben, den sie einst gehabt, erzählte sie mir jetzt. Der Großvater hatte ihm ein kleines Gefährte mit zwei weißen Ziegenböcken geschenkt; damit war er überall umherkutschirt; die Ziegenböcke waren ein Paar eben so lustiger Gesellen gewesen wie ihr kleiner Herr. Sie hatten der Welt nicht nachgefragt; im Garten hatten sie die schönsten Nelken und Ranunkeln abgefressen, auf der Straße waren sie mit ihren Hörnern in einen Haufen irdener Töpferwaaren gerathen, die zum Verkauf vor einem Keller ausgestanden; tausend Wirthschaft hatte es gegeben.

Die Großmutter lachte ganz herzlich; es war zu lustig, wie der Junge auf seine weißen Ziegenböcke

peitschte; sie mußte noch mehr davon erzählen. Aber allmälig verwandelten sich die zwei Ziegenböcke in einen widerspenstigen Esel, auf dem „ein Ausbund von einem Jungen" zwischen den Beeten unseres Gartens umhertrabte, immer im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Esel hinten ausschlug und ihn in die Büsche warf.

„Großmutter," sagte ich leise; „das war wohl nicht dein Simon; ich glaube, das bin ich selbst gewesen."

Die alte Frau wurde plötzlich still; und ein Ausdruck von ergebener Trauer trat in ihr liebes Gesicht. „Ja, mein Kind," sagte sie endlich, „meine Nerven haben Bankerott gemacht; ich habe schon so viel erlebt."

Es war ihr in den letzten Jahren zuweilen begegnet, daß sie für unsere, der Jüngeren, Anschauung weit aus einander liegende Zeiten und Personen verwechselte. Wir suchten dann wohl einzuhelfen; aber wenn sie es bemerkte, schwieg sie gewöhnlich, wie in tiefer innerer Beschämung. „Gebrauch doch unser junges Gedächtniß, Großmutter!" rieth ich ihr einmal; aber sie sagte nur: „Man mag doch auch nicht lästig fallen."

Ihr frohes und bescheidenes Wesen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tausend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun sie sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, wollte es mit dem Frohsinn nicht mehr fort. Aber sie hoffte den wiederzusehen, mit dem sie die glücklichsten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen lustigen Jungen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachsen waren.

Mit diesen ihren Todten mochte sie im Geiste verkehren, als sie jetzt so still an meiner Seite saß, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schooß gefaltet; denn wie in seliger Zufriedenheit waren die halberblindeten Augen nach dem Gipfel des gegenüberstehenden alten Birnbaumes gerichtet, der einst mit ihrem Glücke jung gewesen war, und aus dessen Zweigen die gelben Blätter niedersanken.

* * *

Ich höre dich fragen: „Sind das die Reisebriefe, die du mir versprochen?“ — Ich kann nur sagen: „Nimm fürlieb!“ Und im Uebrigen mögen die Ma-

nen meines Großmütterchens es mir verzeihen, daß ich, ein ungewandter Nekromant, aus der Nacht, in die es schon so tief versunken, ihr Jugendbild heraufzubeschwören suchte.

IV.

Zwei Kuchenesser der alten Zeit.

(1871.)

Nur Wenige mögen sich noch des Verfassers der Urhygiene entsinnen, insonders seiner so beherzigenswerthen Worte: „Was süß und was lieblich ist, das genießet; aber werfet von Euch mit hochsinnigem Abscheu das giftige Dampf- und Nieskraut!" Und doch ist wenigstens der erste Theil derselben seit lange Fleisch geworden; Denker, Dichter und Helden, Alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder sonst von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meisten Aelteren aber werden wissen, daß in unserer Jugend Solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugestanden wurde; und nicht zu leugnen ist es, daß sich unter den Kuchenessern der alten Zeit manche seltsame oder wohl gar unheimliche Figuren befanden.

Zu den ersteren gehörte ein alter Familien-Onkel,

den wir „Onkel Hahnekamm“ nannten. Der feingeschnittene Kopf des sauberen alten Herrn wurde nämlich von einem wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein solches Toupet gesehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne des Besitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde es von ihm selbst — denn der arme Alte hatte an seinem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutsam darüber gezogen; die Frisirstunde selbst pflegte er bei verschlossenen Thüren und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße nicht einmal, den Schlüssel umzudrehen? — Und so kam ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unsere Köchin behauptete, „der Pull“ im Winter doch am schönsten sei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich wie herkömmlich den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Fürtgen“ einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an seine Thür, ohne das: „Herein!“ der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor seinem

großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerst auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod seinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals steckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweise, ehe ich einen Rettungsversuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zusammenhang der Dinge; ich schlich mich leise fort, um erst nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein silbergraues Sträußchen über der Stirn saß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß sein keuschestes Geheimniß von mir belauscht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das Einzige, was er aus den Tagen seines Glanzes in sein einsames Greisenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in seinem Bräutigamsstande als allerneueste Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel stand, noch an die verstorbene Tante erinnerte, die ich in meiner frühesten Kindheit mit gelben falschen Locken und kupferigen Wangen auf dem Sopha hatte sitzen sehen, von der aber die Großmutter sagte, daß sie einst eine große Schönheit gewesen sei.

Am Abend trat er dann in seinem olivenbraunen Ueberrock mit feingefaltetem Jabot in die Gesellschaft. L'Hombre spielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verspielen; er saß nur als ein bescheidener und wenig beachteter Zuschauer bald bei dieser bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendessen, wo die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidiren pflegen, in das noch einsame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungestört die zu erwartenden Genüsse vorzukosten. Nicht zu leugnen ist es, daß dabei hier ein Törtchen, dort eine Traubenrosine aus den Krystallschalen verschwand. Indeß, der Onkel war einer von den harmlosen Kuchenessern; die Törtchen und Rosinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an seinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, sie nicht ungepflückt zu lassen. — —

Eine ganz andere Figur war der Herr Rathsverwandte Quanzfelder. — Noch sehe ich ihn, wie er unserem Hause gegenüber aus seiner Thür zu treten pflegte; im mausgrauen Kleidrock, den rothbaum-

wollenen Regenschirm unter dem Arm. Trotz seiner knochigen Gestalt machte er mir immer den Eindruck einer alten Mamsell. Denn seine Bewegungen waren klein und seine Stimme dünn und gläsern gleich der eines Verschnittenen; dabei hingen ihm in dem runzligen zusammengedrückten Gesichte die Augenlider wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, so krächzte er sein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!" wie ein heiserer Vogel; und seltsam war es anzusehen, wie er dann mit gespreizten Fingern und tactmäßig hin und her bewegten Armen seinen Weg fortsetzte.

Von dem intimeren Gebahren des Mannes weiß ich aus eigener Erfahrung nichts zu berichten; aber unsere Tante Laura, in deren elterlichem Hause er aus und ein ging, hat mir gründlichen Bescheid gegeben, da ich mich neulich nach diesem weiland „Hausfreunde" bei ihr erkundigte.

„Hmm, Vetter!" begann sie — und sah mich dabei mit äußerstem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unsere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mitunter zu uns; aber unser Hausfreund ist er nicht gewesen. — Mein Vater

hatte, wie Sie wissen, einen Kram mit Galanterie- und Eisenwaaren, aus dem auch Herr Quanzfelder seinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu entnehmen beliebte; sobald aber sein Conto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war," — und Tante Laura nahm die verbindlichste Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt — „so wurr en Grötniß bestellt, Herr Rathsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Räken to betalen." — Nebenan bei meinem Onkel, aus dessen Laden er seine Ellenwaaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Thee und Pfeffernüsse.

„Der Mann übte einen seltsamen Bann auf mich aus, so daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich seine Krähstimme von draußen vor dem Laden hörte, besonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit seine knochigen Hände ausstreckte, um sich die wildledernen Handschuhe abzuziehen, und darauf Hut und Schirm so seltsam hastig in die Ecke stellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es

der Geruch der Pfeffernüsse sei, wodurch er in diese Unruhe versetzt wurde. Kaum, daß noch die rothe Perrücke mit beiden Händen platt gedrückt war, so saß er in seinem mausgrauen Rock auch schon unter dem Fenster am Theetische. — Ich höre ihn noch sein „Danke, danke, Madam!“ krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präsentirte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich aber mit der anderen auch den ganzen Teller und schob ihn neben sich unter das Blumenbrett auf die Fensterbank.

„Gesprochen wurde nicht viel; man hörte meistens nur das Klirren der Theelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus- und eingeschoben wurde und unter der pflichtschuldigen Nöthigung meiner Mutter sich allmälig leerte. Zuweilen geschah das Abbeißen auch nur scheinbar, und die Pfeffernuß verschwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Rathsverwandte das Bedürfniß empfand, sich die Nase zu schneuzen. Das buntseidene Taschentuch wurde hinten aus der Rocktasche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieser Gelegenheit hinein. Wir Kinder sahen dem Alten auf-

merksam zu; sehnsüchtig nach der süßen Speise, von der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich, nach der dritten oder vierten Tasse, stand Herr Rathsverwandter auf: „Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!“ Und mein Vater, der inmittelst rauchend im Zimmer auf- und abgegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanzfelder schüttelte den Rest der Pfeffernüsse hinein und steckte sie zu ihren Brüdern in die Schooßtasche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paar Mal: „Adje, adje, Madam!“ und empfahl sich.“

„Auch zu Fasten,“ — fuhr Tante Laura nach einer kleinen Pause in ihren Mittheilungen fort, — „machte er regelmäßig seine Visite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders schicklich, dann die Anfrage that, ob Herr Rathsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe, — und Sie wissen, Vetter, wie butterig die am Fastnachtmontag sind! — so erbat er sich außerdem noch immer Butter und holländischen Käs' darauf, der alte Bösewicht!

„Seine größte Schandthat aber verübte er am Geburtstage meines jüngsten Bruders. — Der gute Junge hatte von seiner Tante ein Stück Kirschkuchen

bekommen und saß seelenvergnügt damit auf seinem Kindersopha. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: „Na min lütje Jung, schall ick dat Stück Koken hemm?" —

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es nicht; genug, er gab richtig seinen Kirschkuchen hin; Herr Rathsverwandter aber ging ungesäumt zu meinem Vater: „Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?" — Und mein Vater verlor so die Fassung, daß er ihm auch noch einen Bogen schönes weißes Papier darum gab. „Danke, danke, min Leeve." Und fort ging Herr Rathsverwandter mit sammt dem Kirschkuchen; und ich sehe noch meinen Bruder mit seinem langen Gesicht auf dem Kindersopha sitzen."

Tante Laura schwieg: sie hatte ihre Erinnerungen ausgeschüttet.

Ich selbst entsinne mich des Herrn Rathsverwandten besonders aus der Kirche, wo er seinen Stuhl neben dem unsrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. Eine breite Hornbrille auf der Nase, das aufgeschlagene Gesangbuch in der Hand,

ließ er bei jedem Verse noch vor dem Cantor den Einsatz seiner scharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Gesanges der Probst auf die Kanzel getreten, so verfiel der Herr Rathsverwandte in seinen eigenen Zeitvertreib; legte zuerst den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte sorgsam die Nähte der Aermelaufschläge an einander und maß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderseitige Länge, begann dann ebenso mit den gelbledernen Stülpen seiner Stiefel, und fuhr in diesen stillen Unterhaltungen, denen ich zum unersetzlichen Schaden meiner Andacht stets wie unter dem Blick der Klapperschlange zusehen mußte, wechselsweise fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunser fest entschlafen war. — So wie aber die Orgel wieder einsetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und, indem seine Hand mechanisch nach dem Gesangbuch griff, intonirte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes“, oder was sonst an der Nummertafel stehen mochte; und sein tremulirendes Falsett schwebte wieder wie eine flatternde Krähe über dem Gesang der Gemeinde. Wenn schon überall die Thüren der Kirchenstühle klappten, und unter dem Herausdrängen

der Menge, hörte man noch immer den Discant des Herrn Rathsverwandten. Erst wenn die Orgel schwieg, klappte auch er sein Gesangbuch zu, stäubte sich mit seiner ausgespreizten Hand die Andacht aus den Rockaufschlägen und schritt dann eilig über den Markt in das Weinhaus zur großen Traube. — Hier bemächtigte er sich der neuesten Zeitung. Er las indessen nicht, er that nur desgleichen; in Wahrheit nahm er sie nur für seinen Freund, den Actuarius, in Beschlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgästen auch dieser in die Gaststube getreten war, so verschwand er bald darauf und machte sich ein Scheingeschäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherspazierte. — Und eine dunkle Sage ging, der Herr Rathsverwandte habe bei solcher Gelegenheit stets einigen der fettesten den Hals umgedreht und sie hinten in die unergründlichen Taschen seines grauen Rockes gleiten lassen; wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen besonders in Gefahr gewesen sein sollen.

Ich glaube zwar nicht an diese Mordgeschichte; dennoch hat sie in meinem Kopfe sich immer seltsam mit der Erzählung von einer schönen blassen Frau

verflochten, welche er lange vor meiner Geburt besessen haben sollte. In Bremen oder Lübeck — so hieß es — sei sie ihm wider ihren Willen bei Abschluß eines Handels angeheirathet worden, dann aber jung und kinderlos verstorben. Nach der Meinung Einiger hatte sie nur vor Angst und Widerwillen nicht länger leben können; während Andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel ist gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des Herrn Rathsverwandten stets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O, seliger Theodor Amadäus Hofmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdest du durch deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

V.

Von Kindern und Katzen, und wie sie Nine begruben.

(1876.)

Mit Katzen ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr „begänge“ gewesen. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbesitzer ein kleines kaninchenblaues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es sorgsam aus seinem zusammengeknüpften Schnupftuch, setzte es vor mir auf den Tisch und sagte: „Da bring ich was zur Aussteuer!“

Diese Katze, welche einen weißen Kragen und vier weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manschetten-mieße“. Während ihrer Kindheit hatte ich sie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock sitzen, so daß nur der kleine hübsche Kopf hervorguckte. Höchst aufmerksam folgten ihre Augen meiner schreibenden Feder, die bei dem melodischen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wieder glitt. Oftmals, als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und

hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Die Manschettenmieße selber ist, wie ich fürchte, durch diesen Verkehr etwas gar zu gebildet geworden; denn da sie endlich groß und dann auch Mutter manches allerliebsten kaninchengrauen Kätzchens geworden war, verlangte sie, gleich den feinen Damen, allezeit eine Amme für ihre Kinder; und da die Nachbarskatzen sich nur selten zu diesem Dienst verstehen wollten, so sind fast alle ihre kleinen Ebenbilder elendiglich zu Grunde gegangen. Nur einen kleinen weißen Kater zog sie wirklich groß, welcher wegen seines grimmigen Aussehens „der weiße Bar" genannt wurde und nachher aber eine Katze war.

Später, da schon zwei kleine Buben lustig durch Haus und Garten tobten, waren drei Katzen in der Wirthschaft: nämlich außer den vorbenannten noch ein Sohn des weißen Bären, genannt „der schwarze Kater", ein großer ungeberdiger Geselle; vielleicht ein Held, aber jedenfalls ein Scheusal, von dem nicht viel zu sagen, als daß er, besonders in der schönen Frühlingszeit, unter schauderhaftem Geheul

gegen alle Nachbarskater zu Felde lag, daß er stets mit einem blutigen Auge und zerfetztem Fell umherlief und außerdem noch seine kleinen Herren biß und kratzte.

Von der Großmutter, der Manschettenmieße, die nachmals ganz berühmt geworden ist, wäre noch vielerlei zu berichten; da sie aber in der Geschichte, die ich hier am Schluß erzählen will, nur ein einzig Mal „Miau“ zu sagen hat, so soll's für eine schicklichere Gelegenheit verspart sein.

Es geschah aber, daß unser mit drei Katzen also stattlich begründetes Heimwesen durch den hereingebrochenen Dänenkrieg gar jämmerlich zu Grunde ging; meine beiden Knaben, und noch ein kleiner dritter, der hinzugekommen war, mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und, so gastlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe, katzenlose Zeit.

Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes rundes Gesicht sah allzeit aus, als wäre sie eben vom Torf-Abladen hergekommen, weshalb die Kinder sie die „schwarze Anna“ nannten; aber eine Katze in unser gemiethetes Haus zu

nehmen, konnten wir noch immer nicht den Muth gewinnen. Da — drei Jahre waren so vergangen — kam von selber eine zugelaufen, ein weiß und schwarz geflecktes Thierchen, schon wohlerzogen und von anschmiegsamer Gemüthsart.

Was ist von diesem Käterchen zu sagen? — Zum mindesten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche zu Bette gehn doch gar zu simpel war, so hatten sie's erfunden, auf der schwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß sie dabei auf ihrer Schulter saßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um vieles stattlicher; denn eines Abends, da sich die Thür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum „Gute Nacht" sagen eine vollständige Pyramide hereingeritten: über dem großen Kopf der schwarzen Anna der kleinere des lachenden Jungen, über diesem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das sich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behaglich und vernehmbares Spinnen ausgehen ließ. — Dreimal ritt diese Pyramide die Runde in der Stube, und dann zu Bett.

Es war sehr hübsch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach solchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei seinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn so verwöhnt, daß er eines scharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeschlossen worden, todt und steifgefroren im Waschhause aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine stille, katzenlose Zeit.

Aber, wo fände sich nicht eine Aushülfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen zeichnen; — und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Dinte; aber sie wurden ausgeschnitten und aus dem Tuschkasten sauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, sitzende und springende, auf Vieren und auf Zweien gehend, Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Vöglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder spielten, aus Bauholz ein eignes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf verwandt worden; deshalb

erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerstörenden Eulbesen der Köchin durch strenges Verbot geschützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur schwarzen Anna"; und „der alte Herr", welchen Namen der Graue sich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er seine angenehmen Räume; desto lieber, da es ihm an Dienerschaft nicht fehlte, versammelte er bei sich die Gesellschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir haben oft durch's Fenster eingeguckt. Fetter Rahm in Tassenschälchen, Bratwürstchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gastgebers aber hatte allezeit ein allerliebstes weißes Kätzchen mit einem rothen Bändchen um den Hals; ob es eine Verwandte oder gar die Tochter desselben gewesen, haben wir nicht erfahren können.

Außer solchen Festen lebte übrigens der alte Herr still für sich weg; nur manchmal liebte er es, aus seinem Hause auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken, wozu er die bequemste Gelegenheit hatte, da das Hotel „zur schwarzen Anna" auf einer Fensterbank erbaut war. Dann

stieß wohl eins der Kinder das andere an und flüsterte: „Seht, seht! Der alte Herr steht wieder einmal am Fenster!"

Auch seinen Geburtstag sollte er noch erleben. Zu diesem Feste, an welchem alle Kater und Katzen sich zur Gratulation versammeln sollten, bekam ich den Auftrag, sein Brustbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Festtages, in einen breiten Goldrahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehangen wurde.

Aber es nimmt Alles einmal ein Ende. — Da wir eines Morgens aufgestanden waren, fanden wir ihn todt in seinem Bette. Ob er bei dem letzten leckeren Mahle sich zu viel gethan, ob die ihm zugemessene Lebensdauer abgelaufen war; — so viel steht fest, was wir hier vor uns sahen, war nur noch seine entseelte Hülle.

Also wurde ein Schächtelchen mit schwarzem Papier beklebt und ausgeschlagen, und so ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und stand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand sein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildniß auf den Sarg herabsah.

Endlich wurde er auf dem Steinhofe — ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! — in das für ihn gegrabene Grab gesenkt und mit einem schweren Steine fest und dauerhaft bedeckt.

— — Aber wer möchte nicht gern wissen, wie die Todten aussehen! — Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahre wieder ausgegraben, sehr mit Schimmel überzogen vorgefunden, schaudernd und ganz genau betrachtet, und dann endlich noch einmal und auch zum allerletzten Mal begraben.

Für Kinder und alte Leute, welch ein erlösender Zauber liegt in dem Begraben!

In der Heimath zur Zeit der Manschettenmieße, als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eignem „Schmierzeug" noch versehen waren, — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Gethier im Hause. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube" hieß, aber leider trotz des Thierarztes schon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine" hieß, und außerdem noch eine weiße Taube,

welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos" hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlage auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Ueberlebende. Damit sie in dem großen leeren Schlage nicht allzu sehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen beigegeben, und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumen-Blätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn sie spielten dann Greif oder Haschemännchen mit einander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. — So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinabstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum; Nine aber lag mit ausgestreckten Vieren todt und platt am Boden.

Eilig stürmten sie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Thee saß.

Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern todt gegessen; indessen ich bedachte solches nicht und „sagte ohne viele Umstände: Da habt Ihr's wohl verhungern lassen!"

Ob das Gewissen der Beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? — Aber — hilf Himmel! wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Thränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doctor — der als Primaner einst so schön die Clarinette spielte — in die Thür. „Halloh! Jungens, was ist da los?"

Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doctor,"

rief der Eine im wehmüthigsten Klagelaut, „unser Nine ist todt!“

„Und wir haben es verhungern lassen!“ schrie der Andere. — Dann heulten sie Beide wieder mit vereinten Kräften.

„Jungens!“ rief der Doctor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber, wißt Ihr denn das nicht? Wenn es todt ist, so müßt Ihr es begraben!“

Begraben! — Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Thränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. — Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der Eine hatte es an den Ohren, der Andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manschettenmieße. „Miau!“ sagte sie, indem sie stehen blieb und uns ansah.

Der Zug hielt; und die Kinder sahen sie wieder an. „Mite,“ sagte der Kleine, noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist todt!“

Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbniß beizuwohnen.

Der Doctor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doctor allein die Leitung unserer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hause erwarteten mich ganz andere Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Capital noch Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde mit einander, auf welche Weise ihm zu beidem zu verhelfen sei.

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doctor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Todtengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knieen und hatten einen kleinen seltsam glänzenden

Erdhügel zwischen sich, auf dem sie Beide eifrig mit ihren rothcarrirten Taschentüchern rieben.

„Was macht Ihr da?“ fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa!“ sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelssonne, — „wir poliren Nine sein Grab mit Spucke!“

— — Und also endete dies vergnügliche Begräbniß.

Eine Halligfahrt.

(1870.)

Einst waren große Eichenwälder an unserer Küste, und so dicht standen in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müssen; so tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochsommers war unablässige Schattenkühle unter diesen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchstreiften, indessen oben, nur von den Augen der revierenden Falken gesehen, ein Meer von Sonnenschein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber diese Wälder sind längst gefallen; nur mitunter gräbt man aus schwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine versteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig

einst im Kampfe mit den Nordweststürmen jene Laubkronen müssen gerauscht haben. Wenn wir jetzt auf unseren Deichen stehen, so blicken wir in die baumlose Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht sagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum ersten Mal hieher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!“

*   *
*

Und wie erquicklich die Luft auf diesen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich besser den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erste warme Frühlingsregen die unabsehbaren Wiesenlandschaften grün gemacht; schon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Rasendecke, in welcher die Wassergräben zwischen den einzelnen „Fennen“ wie Silberstreifen in der Morgensonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob sich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Staare waren, diese geflügelten Freunde der Rinder!

In lärmendem Zuge kamen sie vom Kooge herauf, schwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um sich pickend, seewärts an der Böschung hinabzuspazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, schimmerte einladend die neue Strohbestickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es sich auf diesem sauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind. — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges, fest-

umrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Auf einem solchen Teppich an eben diesem Strande schritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südost aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warst du stehen geblieben und horchtest nach oben hinauf; deine jungen neugierigen Augen forschten in der durchsichtigen Luft. „Ich sehe nur eine einzige!“ riefst du; „dort steigt sie eben in den Himmel!“ Und jetzt vernahm auch ich es; so weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, der ganze Luftraum schien ein einziges unablässiges Lerchensingen. Die kleinen Sänger selbst aber entschwanden unseren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchströmte. — Und schweigend gingen wir weiter; die Welt war so still und klar, und die Lerchen sangen immer fort; was hätten wir auch reden sollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Susannens Mutter, ist mir nicht weniger unvergeßlich; sie hatte an der Böschung des Deiches

ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unserer Seite. Es war eine gar stattliche Dame, und selbst die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, schienen ihr den schuldigen Respect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, saßen am Rande des Wassers auf der Strohdecke und sonnten sich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheuren lila Hutschleife über sie hinfiel, klappten sie grimmig mit den Scheeren und schossen seitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff bestiegen; „Die Wohlfahrt“ hieß es; der Name stand mit goldenen Buchstaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame einen zierlichen Schrei ausstieß, als ihre Champignons, die sie den „lieben Schiffer“ zu verwahren bat, so ohne Umstände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leise blähten sich die Segel und leise schwamm das Schiff; man hörte das Wasser vorn am Kiele glucksen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Insel hinter uns und trieben nun auf

der breiten Meeresfluth. Eine Möve schwebte über dem Wasser dicht an uns vorüber; ich sah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!“ rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künste — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um sich. „Ich sehe nur den uferlosen Ocean!“ sagte sie, indem sie ihr Augenglas einschlug und wieder in den Gürtel steckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte sein wetterbraunes Gesicht der Dame zu; aber nachdem er sie wie in mitleidiger Verachtung einige Secunden gemustert hatte, starrte er wieder schweigend ins Meer hinaus.

„Sie müssen dorthin blicken,“ sagte ich, „wo nach Seneca's Ausspruch alle Erdendinge am sichersten verwahrt sind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit; — in diesem sicheren Lande liegt auch Rungholt. Einst zu Königs Abels Zeiten, und auch später noch, stand es oben im Sonnenlichte mit seinen stattlichen Giebelhäusern, seinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren schwammen

die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die Heimath; wenn die Glocken zur Messe läuteten, füllten sich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in seidenen Gewändern in die Kirche rauschten; zur Zeit der Aequinoctialstürme stiegen die Männer, wenn sie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerst noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taschen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: „Trotz nu, blanke Hans!“ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns Allen spukt, —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ schob die Geheimräthin mit etwas strammem Lächeln dazwischen.

Ich verbeugte mich zustimmend. „Es bäumte sich noch einmal auf gegen den blassen aufgedrungenen Christengott; die Männer von Rungholt — so wenigstens haben es die geistlichen Chronisten aufgeschrieben — beriefen eines Tages einen Priester und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten seine Wasser steigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme schwollen sie; und Rung-

holt mit seinen blonden Frauen und seinen trotzigen Männern" — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unseres Schiffes das Wasser in der Sonne strudelte — „dort steht es unten, unsichtbar und verschollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einsamen Mittagsstunde die Wimpel schlaff am Mast herunterhängen und die Schiffer in der Koje schnarchen, dann — wie die Leute sagen — „dübnt es auf". — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Wasser schaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldenen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufsteigen; vielleicht mag er sogar die Dächer der alten Häuser erkennen, und wie zwischen dem Seetang, der sie überstrickt hat, seltsam schwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwischen den zackigen Giebeln in die Enge der Gassen hinabschauen, wo Muschelwerk und Bernstein die Thore der Häuser verbaut hat und der nie rastende Fluth- und Ebbestrom mit den Schätzen versunkener Schiffe spielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten sich auf; denn unter sich aus der Tiefe hören sie es läuten; das sind die Glocken von Rungholt."

Susanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber sie bedurfte für diese Seegeschichte eines sachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten sie wirklich, Schiffer?“ fragte sie. „Haben Sie es selbst gehört?“

Das klang so allerliebst, daß auch die Backen der alten Theerjacke sich zu einem Lächeln verzogen; und er spie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Susanne noch ein paar Mal verstohlen über Bord ins Wasser; begann doch auch jetzt die Mittagseinsamkeit sich brütend auf das Meer zu legen. Und als sie sich von mir ertappt sah, erröthete sie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren schon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der sich allmälig in die Breite streckte; und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache schien es zu umgeben; soweit man an dem Strande entlang sehen konnte, wimmelte es

in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unablässig wie in stiller Geschäftigkeit durch einander auf- und abstiegen. Stets in demselben Luftraume beharrend, glichen sie einem ungeheuren schwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umschließen schien; ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erschienen wie durchsichtiger Marmor gegen den sonnigen Mittagshimmel. — Das war fast wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenschaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in seinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Musik vernommen haben. Der Mond sei über der stillen Insel gestanden, und während er nach langer Pause heimgerudert, sei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut gewesen als diese geisterhaften, allmälig hinter ihm verhallenden Töne.

* * *

Aber es war dennoch keine Zauberinsel, sondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtausend von der großen Fluth in diese Inselbrocken zerrissen wurde; die weißen Vögel waren

Silbermöven, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen schwebten; larus argentatus, von den Naturforschern längst registrirt und in ihren Systemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, sah ich deutlich über unseren Köpfen die funkelnden Augen und die starken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pausen ein heiseres „Gack! Gack!" ähnlich dem unserer Gänse, nur hastiger und wilder. Susanne drückte ängstlich den Kopf an ihre Mutter; aber unser Fuhrmann klatschte lachend mit der Peitsche, und das luftige Gesindel stob gackernd nach allen Seiten auseinander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumlosen Insel, lag das große Halligshaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun schon seit Jahren „der Vetter", ein alter trefflicher Junggeselle, sich bei den schweigsamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaschine" — so hatte er mir derzeit seine Uebersiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt sind; mich anlangend, so kann ich's nicht ertragen, wenn

sie mir fortwährend hinten in die Rockschöße haspeln." — Und so war er denn mit seiner Bibliothek und seinen allerlei Sammlungen in diese Meereseinsamkeit gezogen, wo er sich seiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maschine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Musik zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenspieler gegolten, obgleich er, so lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber sei. Ich selbst hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hause meiner Eltern lebte, spielen hören; dieses eine Mal aber wurde für mich die Ursache wiederholter Täuschungen; denn wenn ich später in den Concerten weltberühmter Virtuosen saß, so trug ich selten etwas Anderes davon, als eine traumhafte Sehnsucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch sollte er während meiner späteren Abwesenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, seine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einstens, Alles mit sich fortgerissen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der

Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch' tiefer Erregung oft diese freundlichen Augen Wache hielten.

Aber schon war unser Wagen am Fuße der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem steinernen Giebel stand er selbst, der kleine schmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!" rief er, während er eilig herabkam und dem Dienstjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hause schien aus der grünen Inselfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerstreut umherweidende Schafheerde; selbst das Gras war so niedrig, daß es kaum den dazwischen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte sich der Vetter in dem größten Raume des Hauses, dem sogenannten Pesel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Sammlungen, Karten und Kupferstiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übri-

gens weiß getünchten Wände. Von dem Aufsatze des Schreibtisches schaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südsee-Inseln gleichsam überschattet war, das markige Antlitz Beethoven's in der bekannten Kolossalbüste auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und setzte sich dann auf die Hand seines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!" sagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wissen, der Sperling gleicht dem Menschen; an sich ist er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in sich. Der Bursche hier und ich, wir leben trefflich mit einander" — Auf seinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ sich auf einen Ast des Korallenbaumes zu Häupten der schaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einst darauf, mit lustigen Genossen vor ihren Wagen gespannt zu werden, um sie über das blaue griechische Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber schlürften

bald aus zierlichen Tassen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, sondern den Thee, den wir Küstenbewohner auch an einem heißen Hochsommervormittage nicht verschmähen.

Durch die Fenster, welche in der Front des Hauses gegen Süden lagen, sah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche silbern in der Sonne schimmerte. Unser Schiff war von hier aus nicht zu sehen; aber dort zu Westen starrte der Mast eines anderen kleinen Fahrzeuges in die Luft; es war vor Kurzem hier gestrandet und jetzt Eigenthum der Halligleute. — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große schwarze Hund, der jetzt im Hause umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir späterhin bei Tische tranken. Und wie stand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherschränke durchstöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus", als eine kleine Hand sich leise auf das erste weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma" stand hier eingeschrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unschuldiger Theilnahme, den Susanne bei diesem Anblick ausstieß. „Wer war das, Onkel?“ rief sie. „Hast du sie gekannt?“

„Gekannt, mein Kind?“ wiederholte der Alte und strich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das ist auch Strandgut; fast Alles Antiquaria! Die einstigen Besitzer sind gescheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher sind in alle Welt getrieben, von geschäftigen Leuten aufgefischt und verkauft; und nun stehen sie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Besitzer das gleiche Loos ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich diese Emma, wenn sie auch schwerlich davon weiß, daß ich ihre posthume Bekanntschaft gemacht habe.“

Susanne blickte gespannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehst du!“ fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und schlug einige Seiten darin auf — „hier steht es deutlich: sie liebte, litt und starb. Diese kurze Geschichte erzählen mir hier die Bleistiftstriche unter ihren Lieblingsstellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer ist sie gewesen und häßlich genug,

daß ihre schönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er sie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume so gedankenlos ihr gab, wie er sie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Gesichtchen wie das deine wird das nie verstehen; aber" — und er blickte halb schmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das schöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich soll Niemand Leid erfahren!"

Susanne öffnete die Lippen, als wolle sie eine Frage thun; aber der Vetter strich sanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er sich ab und setzte mit fast zarter Sorgsamkeit das Buch an seinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er sagte lächelnd: „Nun, nun! da ist nicht blos der Hesperus, da ist auch noch ein armes treues Menschenherz darin."

Zufällig sah ich in diesem Augenblicke unter dem Bücherschranke den mir von früher wohlbekannten schwarzen Geigenkasten. Was war nach solchen Gesprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte, und

in ihn drang, sie mich jetzt noch einmal hören zu lassen. — Aber er schien fast erschrocken. „Nein, nein, mein Junge!" sagte er, den Kasten hastig in die äußerste Ecke schiebend. „Siehst du denn nicht, daß das ein Särglein ist? Man soll die Todten ruhen lassen."

Und so war denn weiter von dem Geigenspielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen stand übrigens, daß die äußerst zarte Organisation des Vetters im Anstoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchschnittsmenschen ziemlich seltsamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein seltenes Geschick hatte, ihn an seinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieses Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu setzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann", die feine Gesellschaft seines früheren Wohnorts mit dieser nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauscht habe, und nahm dies Thema stets von Neuem wieder auf. — Die kleine Scene, welche zwischen den beiden alten Herrschaften hieraus entsprang, werde ich nie vergessen.

„Frau Cousine!“ sagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine schon erfaßte Apfelsine in die Krystallschale zurückfallen ließ — denn wir saßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtisch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unser Haus gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durch's Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt sind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitschte Meer hier unten am Fuße unserer Werfte sehen, die allein noch hervorragt aus den schäumenden, tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, Frau Cousine, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unserer kleinen regierungslustigen Mitcreaturen!“

Ich mag wohl stumm dazu genickt haben; denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Cousine aber wollte das allerdings nicht glauben, sondern fuhr fort, heftig für das feste Land und dessen gute Gesellschaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es schalthaft um seinen noch immer schönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen;" sagte er, „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott-weiß-was-Räthe begannen sich die letzte Zeit in unserer guten Stadt auf eine für mich äußerst beunruhigende Weise zu vermehren."

Ich sah das herablassendste Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufsteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn — ?"

„Mir, Frau Cousine? Ich dächte doch; sie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es sind das aber, so lange sie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt."

Die Geheimräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein seliger Mann —"

„Gewiß, gewiß, Frau Cousine!" Und der Vetter legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenlese davon, die alle einen unheimlichen Anstrich mit sich herumtragen; diese Kerle — ich wette! — wischt man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, so sitzen sie da wie

ausgeblasene Hülsen; und ich sehe schon, wie ihnen die Augen verglasen, während das bischen Acten- und Rangclassenbewußtsein daraus verdunstet."

„Aber, Herr Vetter!" Und die Geheimräthin benutzte eine augenblickliche Pause; „mein trefflicher seliger Mann —"

Und der Vetter legte wieder beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Cousine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!"

Und sich plötzlich zu mir wendend, begann er immer schneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuschlucken sich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimräthin hatte resignirt die Hände gefaltet und sagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgesprungen, mit erhitztem Gesicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Wasser!"

Bevor aber Mantje noch erscheinen konnte, rannte er selber hintennach.

Die alte Dame schien allmälig aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter,“ sagte sie hüstelnd, „indeß, ich sehe ihn doch am liebsten hier auf seiner Insel.“

Aber schon trat er selber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicher Weise die Tafel abgebrochen,“ sagte er entschuldigend; „Sie wissen ja: Herz schon so alt und noch immer nicht klug! — Lassen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flor's Gesundheit trinken!“ Er füllte die Gläser und erhob das seine. „Frau Cousine! Susanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unseren alten Tagen!“

Und wir tranken, wie das diesem ernstesten aller Trinksprüche eigen zu sein scheint, schweigend, und schüttelten uns die Hände.

Die Geschichte aber, welche demselben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreisen erzählt zu werden. Als nämlich Tönningen, die größte Stadt der Landschaft Eiderstedt, einst von den Schweden belagert wurde, hatte eine Gesellschaft feindlicher Officiere in dem benachbarten Kathrinenheerd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthschaft; sie ließen sich Wein auftragen, zechten und lärmten, als

seien sie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauses, stand dabei und sah unwillig dem Gelage zu, denn sie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was sie so trübselig dastehe, sie solle lieber auch eine Gesundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glase an den Tisch, wo die feindlichen Kriegsleute saßen, und sprach: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!“ — Und auf dieses Wort des Kindes wurde es still.

Seitdem versteht es Jeder bei uns zu Hause, wenn am Schlusse des Mahles der Wirth es seinen Gästen zubringt: „Und nun noch — Martje Flor's!“

* * *

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Hausthür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schweigen am Hause entlang bis an die südwestliche Ecke desselben. Hier stieß er ein unter herabhängendem Hollunder fast verborgenes Pförtchen auf; und, wie in ein Wunder, blickten wir in einen gro-

ßen baumreichen Garten hinab, den an diesem Orte, bei der rings umgebenden Oede, wohl Niemand hätte vermuthen können. — Drunten, von der Insel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer kesselförmigen Vertiefung der Werfte, an deren schräg abfallenden Wänden sich zwischen verschiedenartigen Obstbäumen eine Reihe üppiger Gemüsebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Ligusterzaun umschlossen. Auf dem daran entlang führenden Steige erschien eben, vom Hause hinabspazierend, eine weiße Katze; aber sie verschwand gleich darauf unter dem Schatten der Obstbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberstreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem sattesten Grün, als seien sie nie von einem gefräßigen Insect berührt worden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren sie sämmtlich wie mit der Zaunscheere abgeschoren, was nach des Vetters Erläuterung von dem Nordwestwinde ohne jegliche Bestellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerksamkeit unserer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt worden, welche unweit des Ein-

gangs in dem kleinen Teiche stand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speisung und Bedeutung dieses Süßwasserbehälters der Insel zu erklären begann, gingen Susanne und ich in das trauliche Gartennest hinab, wo der Sonnenschein wie eingefangen auf dem grünen Laube schlief. Wir schritten langsam der weißen Katze nach, und verschwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das fast Susannens goldklares Haar berührte; um uns her schwamm der Duft von Federnelken und Rosen, die oben zwischen den Gemüsebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, waren wir in jenen träumerischen Zustand gerathen, von dem in der Sommerstille, inmitten der webenden Natur so leicht ein junges Paar beschlichen wird: sie schweigen, und sie meinen fast zu reden; aber es ist nur das Getön des unsichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen. Ich glaube, wir saßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange schon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten schimmernde Wasser, als plötz-

lich die accentuirte Stimme der Geheimräthin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erschien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich stahl mich bald davon, um mir nach meiner Weise allein und ungestört die verschiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauses anzusehen.

Eine Weile stand ich in einer Art von Zimmerwerkstatt und plauderte mit dem Sohne des Hauses, der, gleich Robinson, alle Handtirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in sich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenschaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinsel aus bei ihm bestellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düstern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze saß jetzt hier auf der Krippe, und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden sah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran

stoßend, noch stiller und noch mehr in Dämmerung, lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte stand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt. Wie selbstverständlich, stieg ich ein; ich setzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin sein Geigenspiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einsam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenster lagen so hoch, daß sie keinen Ausblick zuließen. Vom Hause her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind sich fast gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmusik, die mich die großen Register ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm sein Weltmeerconcert in Scene zu setzen pflegt. Nach einer Weile mischten sich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieses Tönen der Luft, und als ich aufblickte, stand Susanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herschwenkend.

„Weshalb sind Sie denn fortgelaufen?“ rief sie, indem sie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama sitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein

großes Teleskop am offenen Fenster aufgestellt. Ich mag aber nicht durch Teleskope sehen."

„So gehen Sie bei mir an Bord!" erwiederte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es ist ein neues sicheres Fahrzeug."

„In dieses Boot soll ich steigen? Weshalb? Es ist so düster hier."

„Hören Sie nur, wie die zarten Geister musiciren!"

Sie horchte einen Augenblick, dann kam sie näher und hatte schon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes gesetzt.

„Nun, was zögern Sie, Susanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunst?"

Sie sah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelsteins in diesem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von diesen Augen Leids geschehen könne. Ich mag sie dabei wohl seltsam angestarrt haben; denn, als wandle eine Furcht sie an, zog sie langsam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!" sagte sie leise. „Ich möchte noch die Nester der Silbermöven sehen!"

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hause, wo die Tageshelle fast blendend in unsere Augen strömte. — Ohne von den alten Herrschaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, sonst war hier nichts, das unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberspringen fanden. Aber Susanne hatte die Mädchenturnschule durchgemacht, und an ihren Schultern waren die unsichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodisches Rauschen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge ansetzte und wenn sie dann so rasch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchsenschuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den schräg fallenden Strahlen der

Nachmittagssonne; bis weit hinaus um den Strand der Insel hörte man das Getöse der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchschien, das schneeige Weiß ihrer Flügel sich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere schwarze Vögel mit storchartigem Schnabel sahen wir, die wie mit hellem Kriegsschrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herschossen.

Und jetzt ließ Susanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüschel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier; sechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas seitwärts, schimmerten gar drei von den kleineren Eiern des schwarzen Austerfischers. Die meisten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter sagte, „diese Creaturen machen wenig Umstände mit ihrer Häuslichkeit". Die Vögel gackerten und schrieen; Susanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, schritt immer weiter hinaus, von Nest zu Nest.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den

Rand des Ufers gesetzt. Eine Weile blickte ich Susannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl selber kaum zu sagen gewußt, meine Augen aber buchstabirten immer wieder an dem Spiegel unseres unweit auf dem Wasser schaukelnden Schiffes den mir längst bekannten Namen „Die Wohlfahrt", dessen goldene Buchstaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufstand, war von Susanne nichts zu sehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich sang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodensenkung sah ich sie im Sande knieen. In der scharfen Beleuchtung der schon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; sie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle sie das keimende Leben belauschen, das darin verschlossen war. Ihr zu Häupten aber schwebten zwei der mächtigen Vögel, die sich aus der langen Kette losgelöst hatten; sie stießen ihre heiseren Töne

aus und schlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich stehen; so wild und doch so anmuthvoll war dieses Bild. Die knieende Gestalt des Mädchens regte sich noch immer nicht. Da schoß eines der erzürnten Thiere so jäh auf sie herab, als hätte es mit seinem Schnabel ihre Locken packen müssen.

Susanne stieß einen lauten Schrei aus, daß selbst die Vögel erschreckt zur Seite stoben; dann schleuderte sie das Ei weit von sich, und, wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog sie auf mich zu und schlang beide Arme um meinen Hals. — —

„Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geschick.“

So sagt ein Dichterwort. — Aber dieser Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat, und längst von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „prosperiren“ wolle, so müsse ich nicht nur meinen grauen Hecker hut bei Seite legen, sondern mir auch den Schnurrbart abrasiren. Beides hatte ich unterlassen; bisher

leichtsinnig und wohlgemuth, jetzt aber fiel es mir centnerschwer aufs Herz, und seltsam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauschte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Besserem bewegen, als sich gegen diese Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von Neuem in Schlachtordnung aufzustellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart selbst begannen zuletzt wie zwei feindliche Gespenster gegen mich aufzustehen.

„Susanne," sagte ich endlich resignirt, „wir werden heimgehen müssen, es wird schon spät."

Es ist dies jedenfalls recht ungeschickt gewesen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Susanne mich erschrocken von sich stieß und dann, bis unter ihr lockicht' Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir stehen blieb. Und ohne Zweifel war es nicht eben viel geschickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröstend zu ihr sagte:

„Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren."

Aber wie auch immer — da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; sie hatte sich nun

einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelschrei ertönte, warf sie hastig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerstörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, so reichte sie wie selbstverständlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zusammen flogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, stand der Vetter in der Thür.

„Susanne, mein liebes Kind," sagte er mit einem seltsam geheimnißvollen Wesen, „deine Mutter ist drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unserem jungen Freunde reden."

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite desselben. Hier machte er Halt und sah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!" sagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangtest, denn ich will's dir nur gestehen, daß es ein solches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu diesem Ziele begleitet hat," — der Vetter hielt einen Augenblick

inne — „wenn du mich demnächst selbander besuchen wirst, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde.“

Was sollte ich auf so verfängliche Reden antworten!

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Vetter!“ sagte ich.

„Du verstehst mich nicht?“

Ich mußte wiederholt diese Versicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter sein Teleskop auf immer neue Inseln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgesehen, „bis wir,“ fuhr er fort, „zuletzt auch unseren eigenen Strand und als Staffage dich und Susanne vor unser Glas bekamen. Die Frau Cousine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf Euch Beide hin, auf einmal aber springt sie mit einem „O mein Himmel!“ in die Stube zurück. „Vetter!“ ruft sie, „ich verstehe die Situation nicht!“ und schiebt dann mit großer Hast mich selber vor das Teleskop. Und wie nun ich hindurchsehe, — „Erstaunlich!“ rufe auch ich, „aber doch nicht völlig unverständlich!“ und „Meinen herzlichen Glückwunsch, Frau Cousine!“

Denn, leugne es nur nicht, Vetter! Du hieltest sie richtig in deinen Armen, und ich sage nur: Halte fest, mein Junge, halte fest! Denn dieses Kind ist Gott und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Freude, und mir selbst begann das Herz sehr laut zu klopfen. Aber was half das Alles!

„Es thut mir leid," sagte ich, „aber bestellen Sie den Glückwunsch nur wieder ab; denn es ist nichts, Vetter!"

„Nichts?"

„Nein, nichts!"

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel gewesen seien.

„Erstaunlich!" Er sah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entschlossen, drückte er mir kräftig die Hand und sagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verstehst du die Situation nicht."

Ob inzwischen auch Susanne ihre Mutter in dieser Weise aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Wesen an der alten Dame, als ihr sonst zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abschiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns schon fast erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Wasser hin.

„Also, es ist wirklich nichts, mein Junge?"

„Wirklich nichts, Vetter!"

Er sah mich traurig an.

„Nun, so komm zu mir auf meine Hallig; wir lassen zu Ostern drei Fach für dich anbauen; überleg' dir's wohl!"

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir schon weit vom Lande auf dem tiefen Wasser schwammen, sahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend seine Mütze schwenkte und wie die Abendsonne auf seine weißen Haare schien.

Nach Sonnenuntergang drehte sich der Wind; eine sanfte Brise wehte aus Südwest; vor uns aus dem dunklen Wasser stieg der Mond und erhellte mit seinem sanften Licht das Meer. Die Geheimräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umge-

than und der Kühle wegen sich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Susanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erschien fast blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winseln eines Thieres über das Wasser zu uns her, und die Schiffer sagten, daß es ein junger Seehund sei, der seine Mutter suche. Dann war es wieder still, und nur die Wellen an unserem Schiffe rauschten. Wir aber standen noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieser leeren Weltenferne unsere Blicke gingen, wer vermöchte das zu sagen! Ob etwa auch Susanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch später nicht erfahren. Ebenso unsicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord gewesen ist. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugspriet unter dem Klüversegel sich etwas wie Nebel zusammenkauere, allein ich achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die sich, still wie diese Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geister mit uns

fuhren, denen selbst die Nähe der Geheimräthin kein Gegengewicht zu leisten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unserem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, sang über dem dämmernden Koog unsichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite stand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe bloßgelegten Schlamm.

* * *

Es giebt Tage, die den Rosen gleichen: sie duften und leuchten, und Alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge. — Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verschwanden. Es ist mir andererseits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelsteins nicht auch die Härte desselben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig, und mitten darin Susannens süße jugendliche Gestalt, steht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem sicheren Lande der Vergangenheit.

* * *

Noch einmal, einige Jahre später, habe ich den Vetter auf seiner Hallig besucht; freilich nicht selbander, wie er derzeit es so herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geist schien noch rüstig, aber mit seinem Körper ruhte er doch am liebsten am Fenster in dem weichen Lehnstuhle und ließ statt seiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem Strande wandern. Als ich hier ihm gegenübersaß, sah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen sie sich nieder, und der Vetter öffnete das Fenster und warf ihnen Brod- und Fleischschnitte zu, die er neben sich auf der Fensterbank für sie in Bereitschaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen," sagte er, „nun müssen sie schon zu mir kommen." — —

Jetzt suchen sie vergebens ihren Freund. Zwar ist er auf seiner Hallig geblieben, aber aus dem Hause hat man ihn hinausgetragen; die grüne Rasendecke liegt schützend über ihm. Er hat es gewagt, sich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wissend, daß der Sturm die Fluth zu seinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in seinem schmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne.

Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten sollen, in deren Schutz er sich so gern gesichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer seiner Bibliothek und seinem handschriftlichen Nachlasse auch seine Cremoneser Geige vermacht, welche ich zufolge testamentarischer Anordnung, obgleich des Geigenspiels ganz unkundig, weder verschenken noch verkaufen, sondern nur vererben darf. So liegt sie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißstücken. Unter den Papieren aber finden sich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen, welche vermuthen lassen, daß derzeit bei seiner Flucht aus der Welt noch ein besonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit stimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum stammen sie sämmtlich aus den letzten Jahren vor seinem Halligleben. Er wohnte damals noch in seinem eigenen Hause, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus seinem Wohnzimmer, welches sich im oberen Stocke befand, sah man durch einige davorstehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Haide, die sich damals noch weit nach Westen hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe

dort oft bei ihm gesessen — wie sehr er diesen Ausblick liebte. Die Haide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er sie unablässig für seine entomologischen und botanischen Studien durchforschte, sondern er fand dort auch, wie er sich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menschenleben."

An diesem Fenster sitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederschrieb, die jetzt in seiner kleinen, aber deutlichen Handschrift vor mir liegen. Sie lauten also:

* * *

Wie gut es sich hier in den Octobernachmittag hinausschaut! So golden scheint noch die Sonne; doch lösen sich unter ihrem Strahle schon die Blätter und sinken lautlos auf den feuchten Rasen; immer sichtbarer werden die nackten Aeste. Von drunten aus den Hollunderbüschen klang ein Drosselschlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abschied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbstabends hat sich verbreitet, Haus und Garten liegen schon im

Schatten, hinter der Haide ist die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, ist noch eine leuchtende Wolkenschicht gebreitet. Sie steht über einem Lande jenseits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöschen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendscheins auf meinem schwarzen Geigenkasten, der nun schon seit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherschranke steht. Die Geige, die er verbirgt, erstand ich einst aus dem Nachlasse eines früh verstorbenen florentinischen Musikers, und erst seitdem wußte auch ich, daß ich spielen könne. Auf dem inneren Rande des Kastens fand ich damals eine italienische Strophe eingeschrieben, und seltsam, da ich sie in unsere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich diese nun deutschen Verse einst selbst gemacht, und suchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber so wie ich die Geige mit meinem Bogen anstrich, da sang es und schwoll es an zu einer Gewalt, die mich selbst erbeben machte. Das war nicht ich allein, der diese

Töne schuf; ein geistig Erbtheil war in dieser Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht sie seit lange klanglos in ihrer schwarzen Truhe; denn schon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch Andere unwiderstehlich mit sich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergesse.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände sollen nicht zittern.

* * *

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten schon; unter der Krystallkrone stand der geöffnete Flügel.

„Hier sollen Sie spielen!" sagte sie. „Dort auf dem Tischchen steht Ihr Geigenkasten."

„Soll ich wirklich, Eveline?"

Sie legte, wie sie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und sah mich ernsthaft an.

„Sie haben es mir doch versprochen!"

— „Und vor so hoher Gesellschaft?"

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrucken, aber aus desto dickeren Goldrahmen schaute fast die ganze erste Rangclasse unseres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pst! Nicht spotten! Das sind Papa's Penaten. Weshalb sehen Sie nicht auf meine Bilder, die bescheiden, aber tröstlich unter ihnen hängen?"

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format, vertreten.

Die Gesellschaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!" sagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkles Auge streifte mich; dann ging sie den Eintretenden entgegen. Ich suchte mir in der fernsten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachsten Worten spricht es oft, ich weiß nicht, wie die schmerzliche

Erwartung oder wie die heimliche Zusage eines Glückes. Bald aber gesellte sich mein werther Vetter, der Geheimrath, zu mir und sprach irgend etwas über Kunst; und ich besah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Gesellschaft und verglich sie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeschlagen. Unser Adolf, der Musikdirector, begann das Largo aus Beethoven's D-dur-Sonate. Und es wurde völlig still und blieb es auch; denn er versteht es, wenn die Stunde günstig ist, seinen Beethoven so eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es schon sehr große Geister oder aber sehr große Flegel sein müssen, die dabei sich noch selber sollten hören mögen. Mit dem Einsatze der Menuet war mir sogar, als gehe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Ist doch Musik die Kunst, in der sich alle Menschen als Kinder eines Sterns erkennen sollen!

Dann führte der Musikdirector seine jungen Schaaren vor. Es waren frische, anmuthige Stimmen darunter, und sie sangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen sie sich so wohl fühlen, die wie

die Sommervögel kommen und verschwinden. Sie sangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componisten, durch welchen Eichendorff's wunderbare Lyrik zuerst in der Musik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos schwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieser Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Capellmeister Johannes Kreisler davon gelaufen wäre; ich saß ganz still und horchte auf den süßen, thaufrischen Lerchenschlag der Jugend. Dazwischen immer behagliches Klatschen und liebkosende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube fast, daß mir die Brust beklommen war — stand ich selbst am Flügel. Eveline hatte die Geige schweigend vor mich hingelegt und war dann ebenso zurückgetreten. Spohr's neuntes Concert lag aufgeschlagen. Adolf sah mich an: „Nun, wollen wir?"

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns so vereint gesehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten; ein paar Accorde noch des Flügels, und sicher und krystallhell flog der erste Ton durch den Saal.

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schooß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden und der rauschende Wasserfall stand, und alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie Alle in athemlosem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, sah zu mir auf und nickte leise.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch Einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

Erst als Adolf seinen Stuhl rückte und aufstand, wurde die Stille unterbrochen und die Gesellschaft drängte sich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muse, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* * *

Sie haben dich gescholten, Eveline.

Und wenn Ihr wahr gesprochen hättet — laßt sie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Rose, sie nur ein Theil ist, vermag uns nichts zu geben, als was wir selber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Mensch überall nicht weiter, und wir sterben einsam, wie wir einsam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Rosen gäbe?

* * *

Weißt du, daß es Vorgesichte giebt? — Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild

in die Gegenwart. — Du ahntest nichts davon, aber ich habe es gesehen; es war mitten im kerzenhellen Saale. Du hattest getanzt und lehntest athmend in der Sopha-Ecke; da sah ich dein Antlitz sich verwandeln, deine Züge wurden scharf, deine Wangen schlaff und fahl. Schon streckte meine Hand sich aus, um leis' die Rose aus deinem Haar zu nehmen; denn sie saß dort wie ein Hohn für dein armes Angesicht. Aber es verschwand, da ich fest dich anblickte; du lächeltest, du warst wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Gespenst zurück; nur ich sah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne stehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt sich ewig durch die Welt, aber auch du bist nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erlischt; und alle Zukunft wird einst Gegenwart.

* * *

Im eigenen Herzen geboren,
Nie besessen,
Dennoch verloren.

Wie seltsam, diese Worte auf meinem Geigenkasten!

Auch das ist nun vorüber. —

* * *

Hier scheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, ist augenscheinlich nur der Schluß eines längeren Aufsatzes.

* * *

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir ist, hat doch dein Herz berührt; mögen noch so übermüthig deine jungen Lippen zucken. Einst, wenn auch du zu den Schatten gehörst, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürstet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am stillen Abend, wenn du hinter abgeheimsten Stoppeln die Sonne sinken siehst, vielleicht — auch das ist möglich — erst in den Schauern des Todes, in jenem

letzten Augenblicke, wo alle Erdengeister dich verlassen. — Und nun geh', Eveline; denn jetzt sind sie alle noch in deinem Dienst!"

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erst fühlte, in der meinen lag. Aber sie zog sie schweigend zurück, und ging.

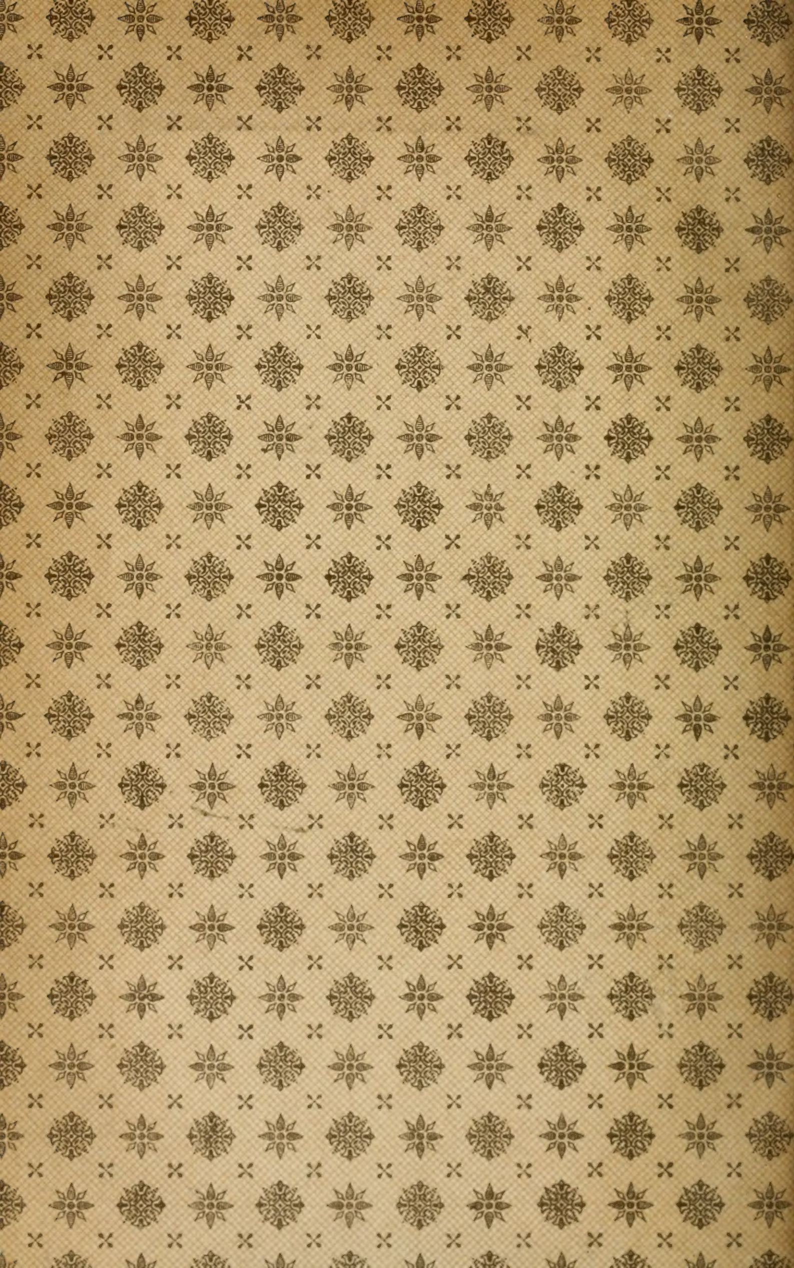
„Gute Nacht, Eveline!"

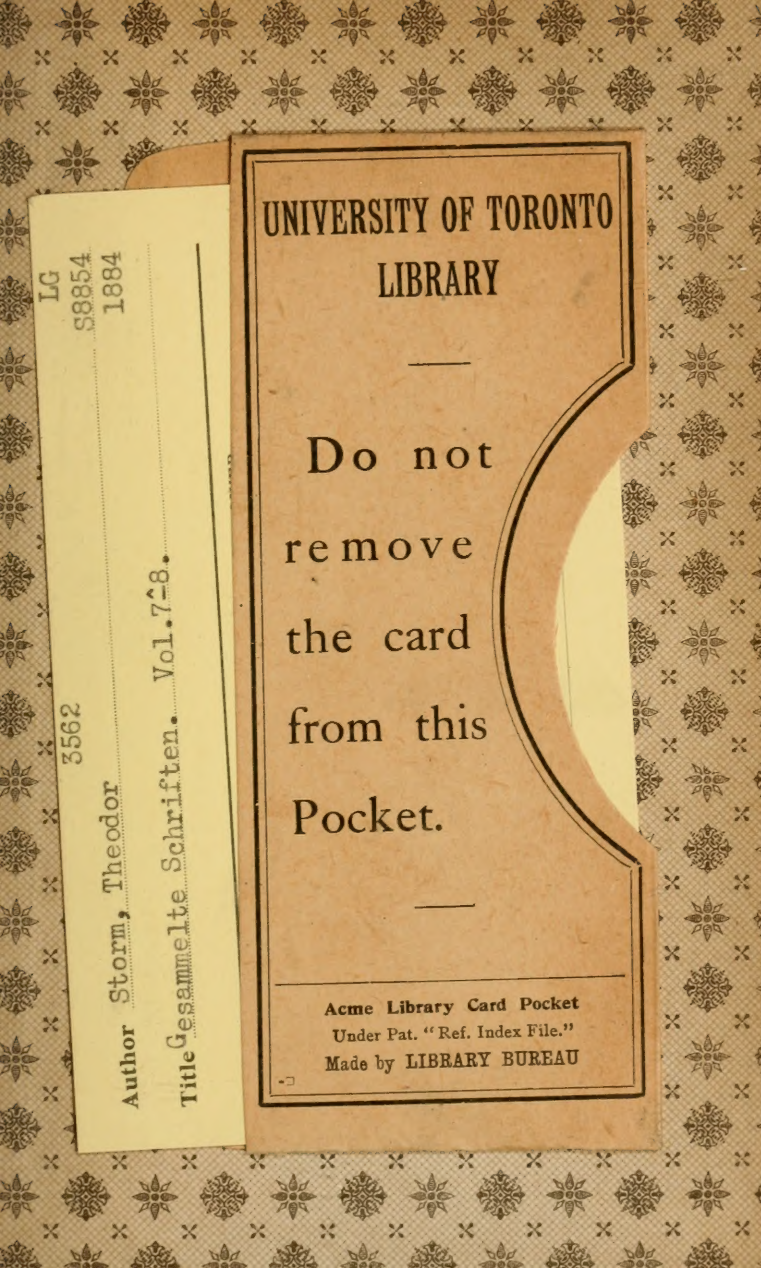
Du aber, o Muse des Gesanges, verlasse du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen; denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und sollte ich heimlich bluten, so lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden diese Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal so tief zu erschüttern vermochte? — Ich kenne keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!




UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not remove the card from this Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
LG
S8854
1884
3562
Author Storm, Theodor
Title Gesammelte Schriften. Vol.7-8.


BUCHBINDEREI HÜBEL & DENCK, LEIPZIG.